



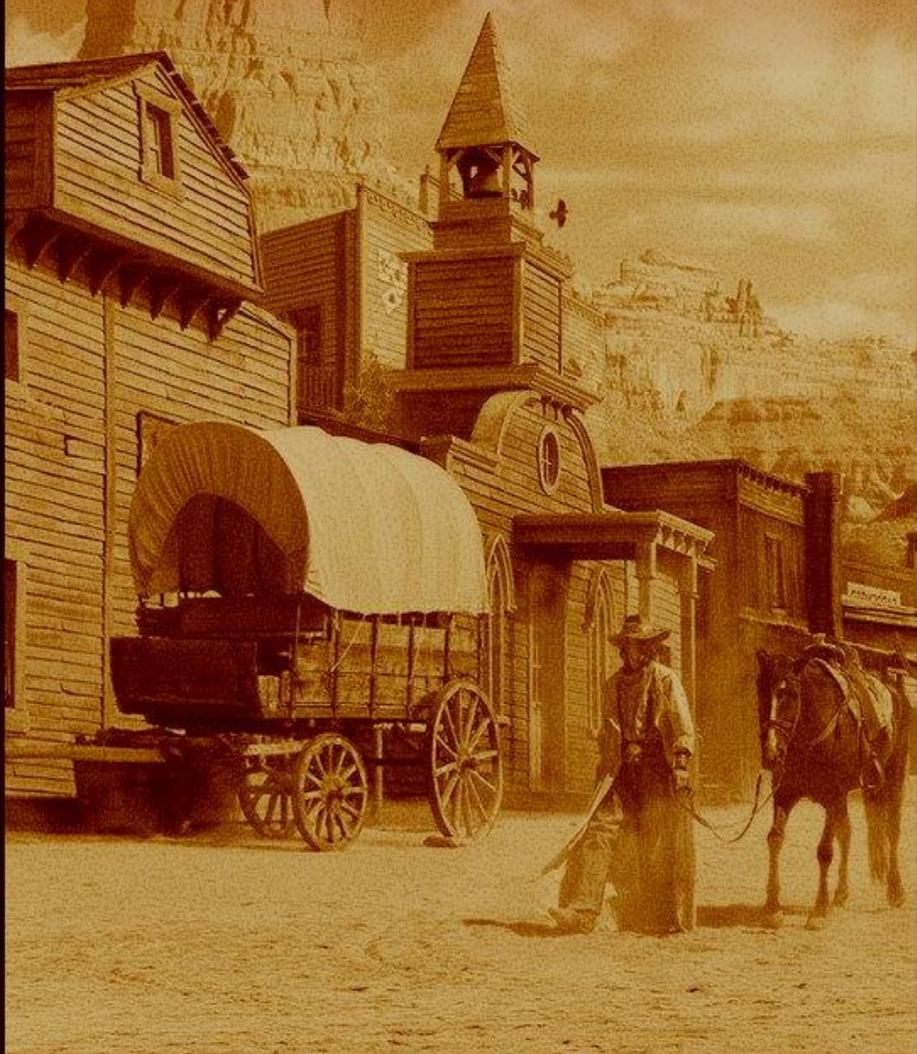
**C. C. Slaterman**

# **Marshal Crown**

**Band 43**

**Das Todeslied der Mescaleros**

**WESTERNSERIE**





C. C. Slaterman

**Marshal Crown**

**Das Todeslied der Mescaleros**

Western

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2020 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2020 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Das Todeslied der Mescaleros

Wagengeräusche klangen durch den neuen Tag, kaum dass die ersten Sonnenstrahlen den Himmel im Osten mit ihrem grellweißen Licht überzogen hatten.

Schnaubende Pferde, klirrendes Zügelwerk und lautes Peitschenknallen mischten sich mit dem Geräusch von eisenbeschlagenen Rädern.

Es dauerte dann auch nicht mehr lange, bis sich der verschwommene Punkt, der seit Sonnenaufgang am Horizont auf und ab tanzte, in eine wuchtige, hochrädige Concord Postkutsche verwandelte, die rumpelnd durch das wüstenähnliche Land rollte.

»Mein Gott, die Sonne ist noch nicht einmal richtig aufgegangen und trotzdem ist es bereits jetzt schon so heiß wie in einem Backofen«, stöhnte James Strong, wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn und verzog unwillkürlich das Gesicht, weil das rechte Rad der Concord erneut in einem Schlagloch gelandet war und ihn der plötzliche Ruck, der durch die Kutsche ging, ordentlich durchschüttelte.

»Irgendwann breche ich mir auf dieser Strecke nochmal das Genick. Wie lange dauert das denn noch, bis wir endlich in Fort Hancock sind?«

Lewis Hull, der stämmige Kutscher des Sechsergespanns, nahm den Kopf zur Seite und spuckte einen fingerdicken Strahl Kautabaksaft in den Sand.

»Solange, bis wir da sind.«

Dann griff er neben sich an den Wagenbock, zog die Peitsche aus der Halterung und knallte erneut mit der Leder Schnur über die Köpfe des Sechsergespanns hinweg.

»Los jetzt, bewegt endlich eure faulen Ärsche, oder ich wer-

de dafür sorgen, dass ihr alle im Suppentopf landet, sobald wir im Fort sind!«

Die Tiere schienen die Drohung offensichtlich ernst zu nehmen, denn kaum war der letzte Peitschenknall verklungen, nahmen sie die Köpfe vor und stemmten sich in das Geschirr.

Der Kutsche gewann augenblicklich an Fahrt und holperte knarrend und ächzend über den ausgefahrenen Karrenweg.

»Hoffentlich ist die Telegrafenerleitung zwischen Franklin und dem Fort bald fertig. Ich bin es allmählich leid, jede Woche wegen einer Tasche mit Briefen mit dir zusammen durch diese Einöde zu kutschieren.«

»Warum, gefällt dir meine Gesellschaft etwa nicht mehr?«

Strong verzog das Gesicht.

»So habe ich das nicht gemeint. Ich habe nichts gegen dich, im Gegenteil, aber auf der Nachbarstrecke sind wenigstens hin und wieder ein paar Passagiere dabei, mit denen man quatschen kann, vor allem Frauen.«

»Du hast wohl nur Weiber im Kopf.«

»Na und? Ich bin schließlich ein Mann«, erwiderte Strong, während er sich mit der Hand über sein glatt rasiertes Kinn wischte. »Und dazu noch ein hübscher obendrein. Ich weiß schon, wann ich Chancen habe, und ich irre mich selten.«

»Das dachte der Igel auch, als er auf die Drahtbürste stieg«, erwiderte Lewis trocken.

Dann wurde sein Gesicht wieder ernst.

»Bevor du jetzt aber weiter herumjammerst, solltest du lieber einmal darüber nachdenken, was mit uns passiert, wenn die Telegrafenerleitung fertig ist. Dann ist nämlich Schluss mit lustig, dann braucht man uns nicht mehr, um Post durch die Gegend zu karren, weil telegrafieren viel schneller geht. Dann sind wir vielleicht unseren Job los und dann?«

In diesem Moment zischte ein Pfeil scheinbar aus dem Nichts heran.

James Strong riss beide Hände hoch und umklammerte röchelnd den Schaft des gefiederten Todesboten, der plötzlich aus seinem Hals ragte. Einen Moment lang blickte er Hull beinahe vorwurfsvoll an, dann verdrehte er die Augen und stürzte gurgelnd vom Wagen.

Lewis Hull reagierte mit all der Erfahrung, die ihn das Leben in den letzten zwanzig Jahren als Postkutschenfahrer im Indianergebiet gelehrt hatte. Er nahm die Schrotflinte, die quer über seinen Oberschenkeln lag, in die Rechte, blickte sich noch einmal um und stieß sich dann vom Kutschbock ab.

Keine Sekunde zu spät.

Noch während er sich in der Luft befand, bohrten sich zwei weitere Pfeile genau dort in das rissige Holz des Wagenbocks, wo er vor wenigen Sekunden noch gesessen hatte.

Das Gespann, das durch das Kriegsgeschrei der Apachen in Panik geraten war, hatte inzwischen noch mehr an Tempo aufgenommen. Führerlos brach es nach links aus und geriet vom Trail. Die schwere Concord neigte sich auf dem unebenen Geläuf sekundenlang nach rechts und dann nach links, um danach mit einem ohrenbetäubenden Krachen und Splintern in einer riesengroßen Staubwolke zu verschwinden.

Aber das bekam Hull bereits nicht mehr mit.

Er hatte den Kopf eingezogen, die Unterarme schützend vor dem Gesicht gekreuzt und versuchte sich noch im Fallen zu drehen, um die Wucht des Sturzes mit seinen Schultern abzufangen.

Trotzdem war der Aufprall mörderisch.

Er schlug mit solcher Härte auf dem Boden auf, dass es ihm sämtliche Luft aus den Lungen trieb. Obwohl das kehlige

Kriegsgeschrei der Apachen immer lauter in seinen Ohren gellte, blieb er liegen und schloss die Augen.

Aber nur für einen Augenblick.

Dann quälte er sich auf die Beine, obwohl er das Gefühl hatte, sämtliche Knochen gebrochen zu haben, und begann zu laufen.

Jedenfalls versuchte er es, aber zu mehr als einem Taumeln reichte es nicht.

Kurz darauf hatte ihn einer der Apachen eingeholt.

Das Letzte, was er hörte, war das triumphierende Geschrei des Indianers, das Letzte, was er sah, sein Lederstiefel, mit dem er ihm vom Sattel seines Kriegsponys aus von der Seite her gegen den Kopf trat.

Dann wurde es schwarz vor seinen Augen.

Er sah weder, wie der breitschultrige Apache vom Pferd glitt, auf ihn zuging und dabei den rechten Arm hob, noch, wie die Schneide seines Tomahawks im Sonnenlicht funkelte.

Lewis Hull war am Ende seines Weges angelangt.

\*

Das Land am Oberlauf des Cottonwood Creeks, genauer gesagt die Gegend zwischen Fort Hancock und der Grenze zu New Mexiko, wurde von den Bewohnern der umliegenden Countys im Allgemeinen nur als Vorhof zur Hölle bezeichnet.

Und das zu Recht!

Wohin der Blick auch schweifte, überall nur sandige, wüstenähnliche Ebenen, über die ein ständig wehender Wind unablässig so viel Staub aufwirbelte, dass man kaum die Hand vor Augen sah, und dazu eine Sonne, deren Strahlen das

Land bereits am Vormittag in einen Glutofen verwandelten. Das Einzige, was in dieser Einöde gedieh, waren Sträucher mit fingerlangen Dornen, die nur darauf zu warten schienen, einem unvorsichtigen Reisenden ihre messerscharfen Spitzen ins Fleisch zu rammen, stachelige Kakteen und verkrüppelte Cottonwood Bäume, die dem Creek seinen Namen gegeben hatten.

Einst von der Natur mit einem breiten Bett versehen, um damit im Frühjahr das Schmelzwasser von den schneebedeckten Gipfeln der nahegelegenen Franklin Mountains aufzufangen, wurde er jetzt nur noch von einem dünnen Rinnsal durchflossen.

Alkalihaltiges, bitteres Wasser, das kaum genießbar war.

Und doch gab es Menschen, die hier in direkter Nachbarschaft mit Skorpionen, Klapperschlangen und Myriaden von Sandfliegen lebten.

Espejo war einer von ihnen.

Der alte Apache saß neben seinem Wickiup und starrte unentwegt nach Süden.

Über den Dornensträuchern, die hier und da auf den kahlen Uferbänken des Cottonwood Creeks wuchsen, hatten sich Sandfliegen zu dichten, wild umherzuckenden Gebilden zusammengeballt. Immer wieder schwirrten sie um ihn herum und bissen ihn überall dort, wo seine Haut nicht von der Kleidung bedeckt war. Der allgegenwärtige Wind schleuderte ihm ständig Staub und Sand ins Gesicht und zerrte an seinen weißgrauen Haaren, während die Hitze der Mittagssonne sein Blut allmählich zum Kochen brachte.

Aber all das schien Espejo überhaupt nicht zu stören, denn anstatt die Fliegen zu verscheuchen oder im Innern seines Wickiups Schatten zu suchen, blieb er reglos sitzen, den Blick

unverwandt auf den Horizont im Nordwesten gerichtet.

Seine Augen waren zu schmalen Schlitzern zusammengeschnitten und konzentrierten sich völlig auf eine dunkle, sich nur langsam nähernde Gruppe von Reitern.

Sie kamen aus Richtung des Frachtwagen-Trails, der von Franklin nach Fort Hancock bis hinunter nach El Paso führte.

Waren sie in der hitzeflirrenden Luft lange Zeit nur als verzerrte und tanzende Punkte zu sehen, konnte Espejo allmählich die Farben ihrer Pferde und ihre Kleidung erkennen.

Der Apache lächelte verstohlen.

Chebahtah und die Krieger waren zurückgekommen.

\*

US-Marshall Jim Crown war gerade im Begriff, seine Brieftasche zu zücken, um in Susan Applemanns Schneiderladen ein Kleid zu bezahlen, das Mary Ann als letzten Schrei aus New Orleans bezeichnete, als ein solcher Lärm aufbrandete, dass er im ersten Moment dachte, die Welt geht unter.

Sein Gesichtsausdruck, während er auf das braune Paket, das ihm die entgeistert dreinblickende Miss Applemann derweil unter die Nase hielt, war einen Moment lang wahrscheinlich genauso dämlich wie das der Schneiderin.

Aber nur für einen Moment, dann steckte er seine Brieftasche wieder ein, nahm der völlig aufgelösten Frau das Paket aus der Hand und legte es auf der Ladentheke ab.

Dann drehte er den Kopf, um dem ohrenbetäubenden Lärm zu lauschen, der aus dem nebenan liegenden Saloon heraus auf die Straße drang.

Das Brechen von Holz, das Klirren von Gläsern und Flaschen und das Splintern von Fensterscheiben waren unüber-

hörbar.

Eine raue Stimme, deren Besitzer dem Klang nach so voll wie die presbyterianische Kirche von Austin war, wenn Reverend McNeal sonntagsmorgens seine Predigt hielt, zerstreute Crowns letzte Zweifel.

Es war eindeutig, dass hier ein Betrunkener randalierte.

Damit war für Crown die Sache erledigt. Mit einem Schulterzucken langte er wieder in die Innentasche seiner Anzugsjacke, um erneut nach seiner Brieftasche zu greifen.

Die Schneiderin, die garantiert wusste, dass er ein Vertreter des Gesetzes war, sah ihm dabei ungläubig zu.

Jim ignorierte die konsternierten Blicke der Frau und legte stattdessen mehrere Geldscheine auf die Ladentheke. Er war es leid, den Bürgern von Austin tagtäglich mehr als ein Dutzend Mal zu erklären, dass er ein US-Marshal war und Dinge wie entlaufene Katzen, untreue Ehemänner oder wie hier Betrunkene nicht in seinen Zuständigkeitsbereich fielen.

Dafür gab es verdammt noch mal einen Town Marshal und eine Stadtpolizei.

Das Einzige, was ihm im Moment wirklich leidtat, war die in seinen Augen gewaltige Summe, die er für das Kleid hinblättern musste. *Was für eine Verschwendung für einen Fetzen Stoff*, dachte er betrübt.

Aber was tat man nicht alles für die Frau, die man begehrte?

Die Antwort auf die stumme Frage waren Bilder von Mary Anns Kurven, die eine Sekunde lang vor seinem inneren Auge vorüberzogen. Bilder, die sich jedoch jäh auflösten, als nebenan im Saloon das dumpfe Belfern eines schweren 45ers zu hören war.

Einen Atemzug später mischte sich in das Echo der Schussdetonation eine schrille Stimme.

»Hilfe! Er bringt mich um, Hilfe!«

Nachdem Sekunden später ein weiterer Schuss erklang und ein Schrei ertönte, der vermuten ließ, dass die zweite Kugel den Besitzer der Stimme diesmal getroffen hatte, warf Crown all seine Vorsätze über Bord, murmelte in Richtung der Schneiderin etwas, das so ähnlich wie »Entschuldigung« klang, und lief auf die Straße.

Die neugierige Menschenmenge, die sich inzwischen vor dem Saloon versammelt hatte, teilte sich respektvoll, als Crown im Laufen seine Anzugsjacke aufknöpfte und dadurch der Blick auf das silberne Abzeichen, das an der Brusttasche seines Hemdes prangte, frei wurde.

Crown legte die Rechte auf den zerschrammten Griff seines Colts, noch während er den Gehsteig vor dem Schnapsladen betrat.

Einen Moment lang blickte er sich suchend um, dann gab er einem der Flügel der Schwingtür am Salooneingang einen kräftigen Stoß und brachte sich blitzschnell an der danebenliegenden Hauswand in Deckung. Dort wartete Jim, bis der angestoßene Türflügel langsam auspendelte, eine Sekunde, zwei Sekunden, drei Sekunden.

Als danach immer noch weder das Krachen von Mobiliar noch eine weitere Schussdetonation zu hören war, ging er vorsichtig in den Saloon.

Drinne erwartete ihn ein langgezogener, rechteckiger Raum, in dem es nach allem Möglichen roch, nur nicht nach frischer Luft.

Der Gestank von abgestandenem Bier hatte sich zusammen mit dem von billigem Fusel, Männerschweiß und übervollen Spucknäpfen mit dem öligen Geruch, der von den beiden zerbrochenen Kerosinlampen an der Decke ausging, zu einem

Duft vermischt, der dem Marshal im wahrsten Sinne des Wortes den Atem verschlug.

Der Raum selbst, jedenfalls der hintere Teil, sah aus wie ein Schlachtfeld.

Überall lagen zerbrochene Tische, zerschmetterte Stühle, dazwischen Zigarettenkippen, zersplitterte Gläser und Schnapsflaschen. Der Spiegel hinter der Theke bestand genauso wie die Fensterscheibe neben der Eingangstür nur noch aus gezackten Scherbenresten.

Im Saloon selbst waren außer ihm nur noch zwei Personen anwesend.

Hinter den Tresen stand ein fatter Glatzkopf mit einem buschigen Schnauzbart, dessen Enden ihm bis über das Kinn herunterhingen und ihm das Aussehen eines traurigen Seehundes gaben. Seine dunklen Knopfaugen verstärkten diesen Eindruck nur noch.

Im Moment allerdings hatte er, entgegen dem Verhalten dieser Tierart, beide Pfoten soweit nach oben gestreckt, als wollte er mit den Fingerspitzen den Himmel berühren.

Seiner Schürze nach zu schließen, die er sich um die Hüfte geschlungen hatte, war er wohl der Barkeeper dieses Etablissements, wobei sich Jim angesichts der goldenen Uhrenkette, die sich um seinen dicken Wanst spannte, nicht sicher war, ob er nicht sogar der Besitzer war.

Trotz der unübersehbaren Angst in seinem Blick wandte sich Jim sogleich der zweiten Person zu, von der seiner Meinung nach wohl der ganze Ärger ausging.

Der Kerl, der vor der Theke stand, war mindestens zur Hälfte ein Indianer. Sein Haar, das ihm bis über die Schultern fiel, war so schwarz wie die Nacht und seine Haut hatte die Farbe von altem Kupfer. Er war mit einem hochgeschlossenen Lein-

enhemd und einer dunklen Stoffhose bekleidet, die beide schon bessere Tage gesehen hatten, allerdings musste das zu Zeiten der Mayflower gewesen sein. Die Füße des Mannes steckten in einem Paar ausgetretener Stiefel, die ebenso aus Armeebeständen stammten wie der fleckige Colt, den er in der Linken hielt.

Und genau dieser Colt bereitete ihm zusehends Magenschmerzen.

Obwohl das Halbblut mit gespreizten Beinen vor ihm stand und wie Schilfrohr im Wind hin und herschwankte, schaffte er es irgendwie, den Lauf seines Sechsschüssers ständig vor dem Eingangsbereich und damit vor Crowns Bauch hin und her wandern zu lassen.

Der Marshal schluckte.

Der Kerl war zwar ohne Frage stockbesoffen, trotzdem machte sein Zeigefinger, der sich um den Abzug krümmte, das Ganze nicht besser.

»Verschwinde!«, begrüßte er Crown, nachdem er registriert hatte, dass da jemand in den Saloon gekommen war.

»Mach ich«, sagte Jim. »Aber erst, nachdem du mir dein Schießisen gegeben hast. Okay?«

Crown sah deutlich, wie es hinter der Stirn des Halbbluts zu arbeiten begann. In seinem Gesicht begann es zu zucken, während er unentwegt die blutunterlaufenen Augen rollte. Nach drei vergeblichen Anläufen kam schließlich die Antwort über seine Lippen.

»Du kannst mich mal am Arsch lecken!«

\*

»Ich habe nicht vor, heute zu kotzen«, erwiderte Crown

schroff, da er nicht die geringste Lust hatte, sich mit dem Betrunkenen auf eine längere Unterhaltung einzulassen.

Schon gar nicht heute, nicht an seinem dienstfreien Tag.

Das Halbblut schien ihm seine Antwort jedoch übel zu nehmen, jedenfalls plusterte er sich regelrecht auf.

»Du verdammter Scheißkerl, wie redest du eigentlich mit Mescalero-Joe?«

Jim grinste schmal, sein Plan, den Kerl zu reizen, um ihn abzulenken, schien aufzugehen. Noch während das Halbblut in seinem alkoholumnebelten Gehirn nach Worten suchte, um ihm die passende Antwort zu geben, schob der Marshal seine rechte Stiefelspitze unter den Rest einer Schnapsflasche, die vor ihm zwischen den Trümmern lag, und kickte diese an dem Betrunkenen vorbei gegen die Theke.

Mescalero-Joe, der mit dumpf brütender Miene vor sich hinstarrte und immer noch um Antwort rang, wirbelte beim Geräusch sofort herum.

Wenngleich er mehr als nur angetrunken war, schien er augenscheinlich dennoch in dem Moment, in dem er sich herumdrehte, zu registrieren, dass er einen Fehler gemacht hatte.

Er versuchte ihn noch zu korrigieren, aber es war zu spät.

Der Alkoholspiegel in seinem Blut war zu hoch, um noch rechtzeitig zu reagieren.

Crown war bereits heran, und bevor das Halbblut reagieren konnte, donnerte ihm der Marshal den eisenharten Walnussholzgriff seines 45ers auf den Kopf.

Mescalero-Joe ging mit einem wütenden Knurren zu Boden.

Keine Sekunde später wieselte der Glatzkopf mit einer Behändigkeit hinter seiner Theke hervor, die ihm Crown aufgrund seines Körperumfangs gar nicht zugetraut hätte. Ohne den Marshal eines einzigen Blickes zu würdigen, rannte er

wie der Blitz aus dem Saloon und brüllte draußen auf der Straße herum. Crown, der aus dem ganzen Geschrei nur die Worte Hilfe und Mörder heraushören konnte, schüttelte nur den Kopf. Der Kratzer am Oberarm, wo ihn eine von Mescalero-Joes Kugeln gestreift hatte, war harmloser als ein Bienenstich.

Unterdessen meldete sich das Halbblut wieder.

Der Kerl muss einen Schädel aus Eisen haben, dachte Crown. Jeder andere Mann wäre nach so einem Hieb zumindest bewusstlos gewesen. Mescalero-Joe anscheinend nicht, denn es war ihm inzwischen sogar gelungen, wieder auf die Beine zu kommen.

Er zeigte Crown die Beule, die sein Schlag verursacht hatte, und musterte ihn aus tückischen Augen.

»Das werde ich dir heimzahlen, du verdammter Sternträger! So springt keiner mit Mescalero-Joe um.«

»Ich fürchte, damit musst du wohl einige Zeit warten. Du hast dir da nämlich einiges aufgeladen. Körperverletzung, Sachbeschädigung, Trunkenheit und Widerstand gegen das Gesetz werden dir garantiert einige Wochen Aufenthalt im Stadtgefängnis einbringen. Und wenn du womöglich den angerichteten Schaden nicht bezahlen kannst, werden daraus wohl sogar einige Monate. Verdammt noch mal, was hast du dir denn eigentlich dabei gedacht?«

Das Halbblut knurrte ungehalten.

»Dieser verdammte Salooner! Das wäre alles nicht passiert, wenn er mir noch eine Flasche verkauft hätte. Aber nein, stattdessen wollte er mich sogar aus seinem Laden werfen.«

»Aus gutem Grund, es ist verboten, an betrunkene Indianer Alkohol auszuschenken. Das gilt auch für dich, auch wenn du nur ein Halbblut bist.«

»Von wegen Halbblut«, entrüstete sich Mescalero-Joe. »In meinen Adern fließt fast nur Apachenblut. Das einzige weiße Blut stammt von meiner Großmutter, aber das ist schon so lange her, das zählt schon gar nicht mehr.«

»Meinetwegen, trotzdem werden wir jetzt zusammen warten, bis die Stadtpolizei kommt.«

Mescalero-Joe legte den Kopf schief. »Das heißt, du lässt mich also nicht laufen?«

»Was denkst du eigentlich? Sei froh, dass du so glimpflich davongekommen bist. Ich hätte dir auch ein Loch in dein Fell brennen und dich erst dann der Stadtpolizei übergeben können, schließlich hast du mich mit der Waffe bedroht.«

»Hast du aber nicht und deshalb gebe ich dir jetzt einen guten Rat. Lass mich laufen oder ich werde diesem Land noch eine Menge Kummer bereiten. Chebahtah, der Häuptling der Mashgalen'de ist nämlich mein Vetter. Ich hoffe, du weißt, was das bedeutet?«

Natürlich wusste das Crown, er wusste schließlich nicht erst seit seiner Freundschaft mit Eagleman, wie es um das Schicksal der texanischen Indianerstämme bestellt war.

Die Mashgalen'de, was so viel bedeutete wie »Volk, das nahe den Bergen lebt«, waren ein Unterstamm der Mescales, deren Heimat irgendwo zwischen dem Pecos River und dem südlichen Texas Panhandle lag und der jetzt, soweit er sich erinnern konnte, irgendwo an der Grenze zu Neu Mexiko am Cottonwood Creek in einer Reservation untergebracht war.

Eine Gegend, die von Austin fast so weit entfernt war wie der Mond.

Es erschloss sich ihm daher nicht, so sehr er sich darüber auch den Kopf zerbrach, warum ihm Mescalero-Joe mit ei-

nem kleinen Apachenstamm drohte, der etwa 900 Meilen von ihnen entfernt unter der Aufsicht einer Reservationsverwaltung lebte.

Zu seiner Überraschung hatte das Halbblut für seine Einwände nur ein müdes Lächeln übrig.

»Ich hätte dich eigentlich für schlauer gehalten, nachdem du mich wie ein Greenhorn überlistet hast. Aber du machst genau denselben Fehler wie alle anderen Weißen auch, ihr haltet die Mescaleros für dumm. Aber das sind wir nicht, mein Vetter Chebahtah hat sogar eine Missionsschule besucht und kann wahrscheinlich besser lesen und schreiben als die meisten Weißen in diesem Land. Er wird schon bald dafür sorgen, dass ihr euch heulend und zähneklappernd unter euren Betten versteckt, wenn sein Name genannt wird.«

»Das glaube ich kaum«, erwiderte Crown, dem immer noch nicht klar war, was für Gedanken sich Mescalero-Joe in seinem alkoholumnebelten Gehirn da zurechtgesponnen hatte.

»Ich denke nicht, dass ein Stamm, der keine zweihundert Seelen zählt, ein Land wie Texas in Angst und Schrecken versetzen kann. Allein im benachbarten Fort Hancock sind etwa einhundert Soldaten stationiert und in Franklin, das nur wenige Tagesritte vom Fort entfernt liegt, leben noch einmal genauso viele Weiße.«

»Glaubst du, aber ich weiß es besser. Mein Vetter hat bereits alles geplant, und weil er lesen kann, weiß er auch, was in den Briefen steht, die mit der Postkutsche jede Woche nach Fort Hancock kommen. Er überfällt sie nämlich ständig und deshalb weiß er auch von den neuen Gewehren, die dort demnächst eintreffen sollen. Sobald er diese Waffen besitzt, werden sich Chebahtah nicht nur alle anderen Unterstämme der Mescaleros anschließen, sondern auch die Lipan Apachen,

die Tonto, die Aravaipas und die Kiowa Apachen. Dann werden mehr als fünfhundert Krieger seinem Ruf folgen und sein Name wird selbst hier in Austin für Entsetzen sorgen. Also überleg es dir gut, Sternträger, ob du mich immer noch einsperren willst.«

Obwohl Crown normalerweise nicht viel auf das Geschwafel eines Betrunkenen gab, stiegen doch Zweifel in ihm auf. Die Pupillen des Halbbluts funkelten voller Fanatismus und der trübe Blick in seinen Augen, der einem Mann, der zu tief ins Glas geschaut hatte, so eigen war, schien plötzlich wie weggewischt.

Sollte Mescalero-Joe tatsächlich ...

Bevor er dem Halbblut Fragen stellen konnte, stürmte der Salooner in Begleitung zweier Stadtpolizisten in den Raum.

»Da, das ist der Verrückte, der mich fast umgebracht hätte!«, schrie er und wedelte dabei ununterbrochen mit beiden Armen in der Luft herum.

»Schaut euch nur an, was der Kerl aus meinem Laden gemacht hat. Alles ist kaputt! Alles! Ich bin ruiniert!«

»Langsam, langsam«, sagte einer der uniformierten Stadtpolizisten. »So schlimm ist es nun auch wieder nicht, Mister Nickells. Sie leben ja noch und hier drin gibt es nichts, was man nicht wieder reparieren oder neu kaufen kann.«

»Was für Sie bei den Preisen, die Sie in diesem Laden verlangen, wohl kein Problem sein dürfte«, fügte sein älterer Kollege hinzu, was den Salooner sofort verstummen ließ und Crown ein Grinsen ins Gesicht zauberte.

Dann nickte er dem Marshal grüßend zu und legte Mescalero-Joe Handschellen an, während der andere Polizist das Halbblut mit einer schussbereiten Parker Gun in Schach hielt.

Als sie schließlich zusammen mit ihm und dem immer noch

lamentierenden Salooner den Rückweg antraten, richtete er seinen Blick noch einmal auf Crown.

»Könnten Sie morgen früh bei uns im Büro kurz vorbeischaun und das Protokoll unterschreiben? Sie wissen ja, wie das mit dem Papierkram ist.«

Crown nickte mehr beiläufig als bewusst, er hatte nämlich gar nicht richtig zugehört. Dazu hatten sich die letzten Worte des Halbbluts zu sehr in seinem Kopf festgesetzt.

\*

*Es gibt Tage, an denen ist es einfach besser, wenn man im Bett bleibt,* dachte Jim, als er missmutig den Gang entlang zum Büro von Gouverneur Coke stiefelte.

Heute war so ein Tag.

Er begann damit, dass er eigentlich dienstfrei hatte, doch statt auszuschlafen oder Mary Ann zu einem ausgiebigen Clinch in ihrem Doppelbett überreden zu können, hatte sie ihn solange genervt, bis er nach einem kurzen Frühstück, das diesen Namen kaum verdiente, endlich in die Stadt ritt, um das Kleid abzuholen, das sie sich im Schneiderladen ihres Vertrauens bestellt hatte.

Die Summe, die er dafür hinblättern musste, wurmte ihn noch jetzt.

Wenn er es im Kopf richtig zusammenrechnete, hätte er für dieses Geld nicht nur ein neues Pferd bekommen, es wäre sogar noch genug für einen Besuch im chinesischen Bad und einen feuchtfröhlichen Männerabend im Bull Head Saloon übrig geblieben.

Aber damit war beileibe noch nicht Schluss.

Denn dann kam der Ärger mit dem betrunkenen Halbblut und danach musste er auch noch Mary Anns Kleideranprobe

beiwohnen.

Geschlagene zwei Stunden!

Und wie, als wollte ihm das Schicksal noch zusätzlich einen Tritt verpassen, teilte sie ihm anschließend mit, dass sie dieses Kleid unbedingt ihrem Frauenverein vorführen musste und es deshalb auch kein Mittagessen geben würde. Eine Ankündigung, die seine Laune endgültig in den Keller fallen ließ, denn unterdessen war es so spät geworden, dass der Mittagstisch in den umliegenden Restaurants auch schon beendet war.

Nachdem er darauf an einem Bratstand ein Würstchen, das genauso kalt und geschmacklos war wie das Brot, das er dazubekam, hinuntergeschlungen hatte, war er zu dem Entschluss gekommen, dass er diesen verlorenen Tag genauso gut auch dazu nutzen konnte, um Mescalero-Joes Aussagen zu überprüfen.

Inzwischen befand er sich, immer noch hungrig und deutlich missgelaunt, im Hauptquartier der US-Marshals, in der Hoffnung, wenigstens hier noch etwas Sinnvolles zu tun. Auch wenn das Halbblut mindestens eine Flasche Schnaps intus hatte, ließ ihm sein Gerede trotzdem keine Ruhe und der Einzige, der genug Einfluss hatte, um ihm irgendwelche Informationen aus Kreisen der Armee oder aus Fort Hancock zu beschaffen, war nun einmal Richard Coke, der designierte Gouverneur von Texas.

Crown war nur noch wenige Schritte von Cokes Büro entfernt, als ihn von hinten jemand anrief, dessen Stimme er nur zu gut kannte.

»Was machen Sie denn hier Crown?«

Crown blieb stehen, drehte sich um und musterte Coke mit einem gequälten Grinsen.

»Waren Sie schon mal dabei, wenn eine der Damen vom Frauenverein den anderen ihr neuestes Kleid aus New Orleans präsentiert?«

Statt einer Antwort verdrehte Coke die Augen.

»Oh mein Gott! Alles, nur das nicht. Als meine Gattin Eliza das letzte Mal diesen Verein besuchte, war es fast Mitternacht, als sie endlich wieder nach Hause kam. Dabei wollte sie nur mit einer der Damen ein paar neue Backrezepte austauschen. Aber jetzt im Ernst, sie sind doch garantiert nicht hier, um mir etwas über den hiesigen Frauenverein zu erzählen.«

»Nein«, erwiderte Crown mit einer Stimme, die den Gouverneur augenblicklich dazu veranlasste, seine Bürotür zu öffnen, die Hand auf die Schulter des Marshals zu legen und ihn höflich, aber bestimmt über die Schwelle zu drücken.

Nachdem er hinter ihnen die Tür ins Schloss gezogen hatte, schilderte ihm Crown mit wenigen Worten sein Anliegen.

Der Gouverneur reagierte sofort.

Coke lief schnurstracks auf seinen Schreibtisch zu, hob die kleine, silberne Klingel an, die dort immer am anderen Ende der Tischplatte stand, und begann zu läuten.

Es dauerte keine Minute, bis sich ein befrackter Sekretär an seiner Seite befand und seine Anweisungen entgegennahm.

Nachdem dreißig weitere Minuten vergangen waren, hielt Coke einen Wust an Telegrammen in den Händen. Sein Gesicht wurde mit jedem, das er durchlas, sichtlich ernster.

»Und?«, fragte Crown schließlich.

»Volltreffer! Ich wünschte, ich könnte etwas anderes sagen, aber Sie haben mit ihren Vermutungen in ein Wespennest gestochen. In einem Telegramm von der Butterfield Overland Postkutschenlinie schreibt die Gesellschaft, dass nahe Fort

Hancock in den letzten Wochen tatsächlich mehrere ihrer Kutschen überfallen wurden, obwohl sie weder Geld noch Passagiere, sondern nur Post beförderten. Aber das ist noch nicht alles, das für dieses Gebiet zuständige Armeedepartment hat mir gerade eben bestätigt, dass sie derzeit dabei sind, die Schlagkraft ihrer Truppen zu verbessern und sich deshalb einhundertfünfzig nagelneue Springfield Karabiner auf dem Weg nach Fort Hancock befinden.«

\*

Espejo wusste, dass es noch heute zu einer Versammlung der Krieger kommen würde.

Nicht jetzt, wo die Mittagshitze sie quälte und die Strahlen der Sonne selbst durch die zurechtgeschlagenen Cottonwoodzweige drangen, aus denen die meisten Wickiups bestanden und ihr Inneres mit drückend heißer Luft erfüllte, und auch nicht am Nachmittag, wenn der Gluthauch der Sonne alles Leben im Lager zum Erliegen gebracht hatte.

Espejo wusste, dass es erst am Abend soweit sein würde, dann, wenn es kalt in der Wüste wurde, weil die Sonne untergegangen war und der Sand und die Steine des Wüstenbodens die Hitze des Tages nicht speichern konnten.

Er hatte also noch Zeit sich vorzubereiten.

Mühsam richtete sich der alte Apache auf und wandte sich halb schlurfend, halb gehend seinem Wickiup zu. Drinnen lehnte er sich gegen eine Wand der Behausung und lauschte dem fortwährenden Wind, der mit einem dünnen Wimmern durch die blattlosen Cottonwoodzweige blies, aus denen sein Kowa, sein Wickiup, bestand.

Dann schloss er die Augen.

Er ahnte, egal, wie sich Chebahtah auch entscheiden würde, dass in den sandigen Ebenen des Landes schon bald das Todeslied der Mescaleros erklingen würde.

Seine Lippen bewegten sich kaum, als er Ussen, den Hochgott der Nadahende, anrief.

Als ihn das dumpfe Tam-Tam der Kürbisstrommeln irgendwann aus seinen Gebeten riss, begann es bereits zu dämmern.

Espejo öffnete die Augen und drehte den Kopf.

Draußen rötete die untergehende Sonne den Himmel im Westen und färbte das Land purpurn. Feuer flackerten vor den Wickiups und Männer huschten durch das Lager, die fast alle auf dem Weg zu Chebahtahs Unterkunft waren. Espejo beeilte sich, trotzdem hatten sich dort bereits alle maßgeblichen Männer des Stammes eingefunden, als er eintrat.

Sie hockten um das niedergebrannte Feuer herum und starrten schweigend in die Asche, die langsam erlosch und in der nur noch einige glühende Punkte zu sehen waren.

Nach einer langen Pause sprach Mateo.

Er war klein, mit schulterlangen, fettigen Haaren und einem aufgedunsenen Gesicht, das beherrscht wurde von einer riesigen Nase, die ständig so rot wie die untergehende Sonne glühte. Niemand respektierte ihn mehr als Krieger, er hatte seinen Platz in dieser Versammlung nur aufgrund seiner guten Kontakte zu den Weißen, durch die er immer wieder einmal Lebensmittel oder Medikamente in die Reservation schleusen konnte.

»Wie lautet deine Entscheidung?«

Chebahtah, ein stämmiger Apache mit schulterlangem Haar und unzähligen Narben auf Brust und Schulter, erhob sich und blickte die Krieger der Reihe nach an.

»Wir gehen nach Süden«, sagte er schließlich.

»Nein«, sagte Mateo.

Chebahtah wandte sich ihm zu. »Warum? Willst du auf diese Art hier ewig weiterleben?«

»Nein«, sagte Mateo erneut. »Aber ich bin auch kein Narr. Es gibt keine andere Möglichkeit, um zu überleben, als hier zu bleiben. Die alte Art unseres Lebens ist vorbei. Es ist hoffnungslos.«

Chebahtah wandte den Blick und starrte steinern in die graue Asche.

»Gut, dann bleib hier, aber ich und die anderen werden gehen. Auch wenn wir dort, wo wir hingehen, nur Piniennüsse, Mescalwurzeln und Quellwasser finden werden, es ist immer noch besser als dieses Mehl, das voller Maden ist, das schimmelige Brot oder das verfaulte Rindfleisch, das sie uns hier zum Essen geben.«

Dann richtete er den Blick erneut auf Mateo, aber diesmal war sein Gesicht voller Abscheu verzogen, während er mit ihm redete.

»Für dich ist es sowieso besser, wenn du hierbleibst. Denn dort, wo wir hingehen, gibt es keinen Schnaps. Nur hier wird dein Krug immer gefüllt sein, jedenfalls solange du deine Töchter den Soldaten anbietest.«

Mateo blickte ihn aus tückischen, blutunterlaufenen Augen an.

»Du Hund, wenn ich nur ein paar Jahre jünger wäre, würde ich dich für deine Worte töten, aber so ...«

»So bist du nur betrunken«, sagte Chebahtah kalt.

Einen Augenblick lang sah es so aus, als wollte sich Mateo auf den stämmigen Sprecher der Männer stürzen, aber dann ließ ihn ein Blick in Chebahtahs Augen verharren. Schließlich senkte er den Kopf, wandte sich ab und stürmte mit einem

Fluch auf den Lippen aus dem Wickiup. Als er draußen in die Dunkelheit eintauchte, war Chebahtah nicht der Einzige, der angewidert zu Boden spuckte.

»Sei vorsichtig, Mateo ist so hinterhältig wie ein Coyote.«

Chebahtahs Gesicht war ernst, als er Espejo antwortete: »Ich weiß, aber ein Coyote wird niemals den Berglöwen bezwingen.«

Dann setzte er sich wieder auf den Boden und ließ seine Blicke eindringlich über die anderen schweifen.

»Also, wie lautet eure Entscheidung?«

Die Krieger schwiegen so lange, wie es die Höflichkeit gebot. Dann nahm einer von ihnen, man nannte ihn Alsate, einen halbverkohlten Zweig aus dem heruntergebrannten Lagerfeuer und stocherte nachdenklich in der Asche herum.

»Eigentlich ist es hoffnungslos. Mateo hat recht, die alte Art unseres Leben ist dahin.«

Doch dann, bevor irgendeiner der anderen etwas sagen konnte, hob er den Kopf und grinste.

»Aber verdammt noch mal, ich bin dabei. Es wäre schön, für eine kleine Weile noch einmal frei wie ein Adler zu sein.«

Wie auf einen stummen Befehl hin sprangen alle auf und umarmten Alsate.

Nur Chebahtah nicht, er wandte sich plötzlich ab und eilte zum Ausgang seines Wickiups.

»Wo willst du hin?«, fragte Espejo.

»Ich habe noch etwas zu erledigen«, erwiderte Chebahtah.

Espejo nickte ihm hinterher. Er hatte verstanden.

In fünf Tagen mussten sie wieder zur Reservationsagentur, um ihre Rationen zu empfangen, dann war auch Abzähltag. In diesen fünf Tagen konnte sie Chebahtah zur Grenze bringen, den erst am Abzähltag würden die Weißen begreifen,

was geschehen war. Ein Verrat konnte ihre Pläne allerdings zunichtemachen und Espejo wusste nur zu gut, dass sie Mateo für eine Flasche Schnaps alle, ohne zu zögern, ans Messer liefern würde.

Inzwischen hatte Chebahtah das Wickiup von Mateo erreicht.

Als er eintrat, wischte sich Mateo gerade mit dem Handrücken über den Mund, während er einen bauchigen Tonkrug auf den Boden stellte.

Die Augen des Apachen weiteten sich jäh, als er erkannte, wer da sein Wickiup betreten hatte.

»Was willst du hier?«

»Wenn der Schnaps dein Gehirn nicht aufgeweicht hätte, wüsstest du, was mich in deine Hütte führt.«

Hastig trat Mateo einen Schritt nach hinten und hob abwehrend beide Hände.

»Du solltest meine Lage verstehen, bevor du mich verurteilst. Ich kann hier nicht weg. Ich muss doch an meine Familie denken.« Seine Stimme klang flehend.

Chebahtah trat vor und legte ihm stumm seine Linke auf die Schulter.

»Ich weiß«, sagte er schließlich tonlos, während seine Rechte herabsank und sich um den Griff seines Messers klammerte. Mit einer blitzschnellen Bewegung riss er es aus dem Gürtel und versenkte die Klinge direkt in Mateos Herz.

»Doch ich muss an unser Volk denken.«

\*

Crown ritt westwärts.

Er war seit Tagen unterwegs und seit Tagen kreisten seine

Gedanken immer wieder um Mescalero-Joe. Woher wusste ein Trunkenbold wie dieser von den Plänen eines Apachenhäuptlings, der beinahe tausend Meilen von ihm entfernt in einer Reservation lebte? Garantiert nicht, weil er dessen Vetter war, da steckte mehr dahinter. Denn dass er keine Märchen erzählt hatte, war aus den Telegrammen, die der Gouverneur erhalten hatte, deutlich herauszulesen.

Doch so sehr sich der Marshal auch den Kopf zerbrach, er fand einfach keine Antwort auf die Frage, woher das Halbblut sein Wissen hatte. Er wusste nur eines, sie hatten Mescalero-Joe alle völlig unterschätzt und er hoffte inständig, dass sich das nicht irgendwann rächen würde.

Von derart düsteren Gedanken gequält lenkte er sein Pferd nach Südwesten.

Sein Ziel war San Antonio. Dort, in der ältesten Stadt von Texas gab es durch die Southern Pacific Railroad eine direkte Eisenbahnverbindung nach El Paso, das nur wenige Tagesritte von der Krisenregion um Fort Hancock entfernt lag.

Zu Pferd hätte er für diese Strecke, selbst wenn er ununterbrochen im Sattel geblieben wäre, zwei Monate benötigt, mit der Eisenbahn nur wenige Tage.

Unterdessen war es später Nachmittag, die Schatten wurden immer länger und Jim wollte das letzte Licht des Tages ausnutzen, um nach einem idealen Platz für sein Nachtlager Ausschau zu halten. Er lenkte seinen Buckskin deshalb abseits von der Wagenstraße auf eine kleine Hügelgruppe zu, und als der heraufziehende Abend den Himmel in flammendes Rot tauchte, hatte er sein Plätzchen gefunden.

Eine Bodenwelle gleich hinter dem zweiten Hügel, die so versteckt lag, dass man ihn erst entdecken würde, wenn man bereits über sein Lager gestolpert war.

Nachdem er sein Pferd versorgt hatte und sein karges Abendmahl, das lediglich aus einem Kanten Hartbrot, etwas geräuchertem Speck und einem Schluck aus der Feldflasche bestand, beendet war, legte er sich auf den Boden.

Der Sattel wurde zu seinem Kopfkissen und als Decke genügte ihm bei diesen Temperaturen der Himmel. Crown musste nicht lange warten, bis ihn der Schlaf übermannte.

Er wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte, als ihn irgendetwas weckte.

Jim öffnete vorsichtig die Augen und war sofort hellwach, als sein Buckskin plötzlich schnaubte.

Die hochstehende Sichel des Mondes tauchte das Land in bleiches, geisterhaftes Licht, aber so sehr er sich auch anstrengte, er konnte nichts Verdächtiges erkennen.

Seine Rechte glitt unter den Sattel, wo sein Colt lag, und hatte sich kaum um den Griff gelegt, als er sich auch schon auf die Seite drehte und blitzschnell von seiner Schlafstelle wegrollte.

Keine Sekunde zu spät.

Ein Krachen ertönte, ein greller Mündungsblitz zuckte vor ihm auf, dann schlug auch schon eine Kugel an jener Stelle ein, an der sich noch einen Augenblick zuvor sein Oberkörper befunden hatte.

Crown rollte sich zum Rand der Bodensenke und brachte sich dort mit einem wahren Panthersatz hinter einem Felsbrocken in Deckung.

Mit dem Finger am Abzug wartete er den nächsten Schuss des unbekanntenen Angreifers ab, um seine Kugeln sofort in Richtung des Mündungsfeuers zu jagen.

Doch nichts geschah.

Zäh verrannen die Sekunden, wurden zu Minuten.

Doch so sehr sich Crown auch anstrengte, nirgends war etwas Verdächtiges zu entdecken.

Nachdem eine Viertelstunde vergangen war, merkte er, wie seine Sinne durch die Anspannung langsam überreizt waren. Allmählich glaubte er hinter jedem Strauch einen Schatten zu sehen oder ein Rascheln zu hören. Es wurde Zeit zu handeln, bevor ihm seine Sinne endgültig einen Streich spielten und ihn der Unbekannte überrumpeln konnte. Dass er es nur mit einem Gegner zu tun hatte, leitete Crown aus dem Umstand ab, dass man nur mit einem Gewehr auf ihn geschossen hatte.

Als nach weiteren fünf Minuten immer noch nichts zu hören oder sehen war, strich Crown, ohne die Gegend vor ihm auch nur für eine Sekunde aus den Augen zu lassen, solange mit der Linken über den Boden, bis seine Finger einen Stein ertasteten. Er nahm ihn auf, wiegte ihn kurz in der Hand und warf ihn dann, ohne mit der Rechten den Lauf seines Colts zu senken, vor sich in die Dunkelheit.

Aber nichts geschah.

Allmählich wurde Crown nun doch nervös.

Er warf einen weiteren Stein, diesmal in die andere Richtung.

Keine Sekunde später schnaubte sein Pferd erneut und es raschelte in den Büschen.

Crown explodierte förmlich!

Wie von einem Katapult abgeschossen fuhr er hinter seiner Deckung hoch, sah, wie sich neben seinem Pferd die Büsche bewegten, und jagte eine Kugel dorthin, der er augenblicklich zwei weitere folgen ließ.

Ein unterdrücktes Stöhnen verriet ihm, das mindestens eine der Kugel ihr Ziel gefunden hatte. Er wusste zwar nicht, wie leicht oder schwer der Unbekannte verletzt war, aber auf je-

den Fall wurde dieser jetzt unvorsichtig.

Erst tauchte sein Schatten hinter den Büschen auf und dann sah Crown deutlich, wie er nach Westen rannte, wo er wahrscheinlich sein Pferd zurückgelassen hatte.

Der Marshal sprang auf und folgte ihm.

Keine fünfzig Yards weiter hatte er ihn bereits eingeholt, nicht weil er schneller laufen konnte, sondern weil er besser getroffen hatte, als es zunächst den Anschein hatte.

Der unbekannte Angreifer begann unvermittelt zu stolpern, geriet ins Straucheln und fiel schließlich zu Boden. Als Crown ihn eingeholt hatte, saß er auf dem Boden und presste beide Hände mit schmerzverzerrtem Gesicht auf seine Magenpartie.

Abrupt blieb der Marshal stehen.

Unglauben und Überraschung überzogen sein Gesicht gleichermaßen. Der Mann, der auf ihn geschossen hatte, war niemand anderes als Mescalero-Joe.

Obwohl sich seine Lippen kaum bewegten und seine Stimme schwach klang, konnte Crown genau verstehen, was er sagte.

»Verdammter Sternträger, jetzt hast du mich schon zum zweiten Mal zu Boden geschickt.«

*Und zum letzten Mal*, fügte Crown in Gedanken hinzu.

Er hatte inzwischen gesehen, wo er das Halbblut getroffen hatte, und da er wusste, dass die Chancen, einen Bauchschuss zu überleben, hier draußen in der Wildnis nicht größer waren als die einer Schneeflocke auf einer glühenden Herdplatte, war ihm klar, das Mescalero-Joe am Ende seines Regenbogens angekommen war.

»Wie zum Teufel kommst du denn hierher? Ich dachte, du bist in Austin im Stadtgefängnis!«

Das Halbblut lächelte. »Das Gefängnis, das mich aufhalten kann, muss erst noch gebaut werden. Die Gabel, die man mir für das Abendessen gab, passte wunderbar auf den Kehlkopf des Wärters. Er war lammfromm, nachdem ich ihm mit den Zinken am Hals gepiekt hatte. Als er dann die Zellentür aufschloss, war der Rest ein Kinderspiel.«

»Und warum bist du dann nicht über die Grenze, nach Louisiana zum Beispiel, sondern versuchst stattdessen mich zu töten? Etwa nur, weil ich dir im Saloon eine übergezogen habe und du deshalb im Jail gelandet bist?«

»Nein, sondern weil ich dir in meinem Rausch Dinge erzählt habe, die niemanden etwas angehen. Weder dich noch irgendjemand anderen.«

»Aha«, sagte Crown. »Und woher wusstest du, wohin ich reite?«

»Das mit der Gabel hat bei dem Alten vom Mietstall genauso gut funktioniert wie bei dem Wärter. Was für ein Zufall, dass du dein Pferd da auch untergestellt hattest.«

»Gut, und wenn wir schon am Reden sind, kannst du mir ja auch gleich erzählen, woher du diese Informationen hast, über die wir im Saloon gesprochen haben.«

Hass verzog die Mundwinkel des Schwerverletzten. »Leck mich!«

Crown zuckte mit den Schultern. »Wie du willst. Ich dachte nur, dass du vielleicht noch darüber reden willst, bevor du abkratzt. Und das wirst du, denn ich kenne niemanden, der mit einem Bauchschuss den nächsten Tag überlebt hat.«

»Leck mich!«

»Du wiederholst dich«, erwiderte Crown scheinbar gleichgültig und bückte sich nach dem Gewehr des Halbbluts, das neben ihm im Sand lag.

Dann erhob er sich und wandte sich seinem Pferd zu.

»Wo willst du hin?«, kreischte Mescalero-Joe. Seine Stimme klang jetzt ungewöhnlich schrill.

»Zu deinem Vetter in die Reservation. Warum?«, sagte Crown, dessen Stimme dabei noch eine Spur gleichgültiger klang.

»Du verdammter Scheißkerl, du kannst mich doch jetzt nicht allein lassen.«

»Warum nicht? Du krepierst doch demnächst sowieso.«

Mescalero-Joe schluchzte fast, als er dem Marshal antwortete: »Gut, ich erzähl dir alles. Aber bitte lass mich jetzt nicht allein. Bitte!«

Crown hatte zu keiner Zeit daran gedacht, den Sterbenden allein zu lassen. Er hatte dem Halbblut nur deshalb den eiskalten Zyniker vorgegaukelt, um an weitere Informationen zu kommen.

»Okay«, sagte er deshalb, wandte sich um und ging vor ihm in die Knie. »Aber dafür wüsste ich gerne ein paar Dinge.«

Mescalero-Joe schwieg einen Moment und krümmte sich zusammen. Es war offensichtlich, dass er große Schmerzen hatte.

»Was willst du wissen?«, fragte er schließlich gepresst.

»Alles!«

»Das ist verdammt viel. Wenn ich mir das viele Blut an meinen Händen so ansehe, weiß ich nicht, ob ich noch so viel Zeit habe, dir *alles* zu erzählen.«

»Dann quatsch nicht länger um den heißen Brei herum, sondern fang endlich an zu reden.«

»Hat dir eigentlich schon einmal jemand gesagt, was für ein Arschloch du bist?«

Crown grinste schmal, worauf Mescalero-Joe zu reden be-

gann.

\*

Eine Stunde später ritt Crown weiter.

Zurück blieb ein weiteres Grab in den unendlichen Weiten von Texas.

Zwei Tage später erreichte er San Antonio und zwei Stunden später saß er in der ersten Klasse im Zug nach El Paso, der tatsächlich auch pünktlich auf die Minute losfuhr.

Er lehnte sich in seinem weichen Polstersitz zurück, streckte die Beine aus und lauschte dem Rattern des Zuges, der, nachdem er den Bahnhof verlassen hatte, mit etwa zwanzig Meilen pro Stunde gen Nordwesten dampfte.

Crown zog sich den Hut tief in die Stirn, schloss die Augen und dachte noch einmal über die letzten Worte von Mescalero-Joe nach.

Wenn das alles der Wahrheit entsprach, was er ihm in der Stunde seines Todes erzählt hatte, und daran zweifelte er nicht im Geringsten, dann war er wahrscheinlich wohl der größten Schweinerei auf der Spur, die er jemals in seiner langen Dienstzeit als Marshal erlebt hatte.

Was für ihn das Ganze dabei schier unerträglich machte, war das Wissen, dass er bis auf die Aussagen von Mescalero-Joe, und auch die waren nur unvollständig, keinerlei Beweise in der Hand hatte.

Erneut rief er sich deshalb wieder die letzten Minuten ins Gedächtnis, in denen er sich mit dem Halbblut unterhalten hatte.

Vielleicht hatte er ja etwas überhört oder im Zusammenhang falsch verstanden.

Wieder sah er sein Gesicht, auf dem bereits die Schatten des Todes lagen, vor sich und wieder hörte er ihn so deutlich reden, als wäre er nicht tot, sondern würde jetzt neben ihm stehen und sich mit ihm unterhalten.

»Die Kerle nennen sich Indian Ring und sie wissen, dass ich über ihre schmutzigen Geschäfte Bescheid weiß«, waren seine letzten Worte. »Sie haben mich aufgespürt, obwohl ich bis nach Austin geflohen bin. Sie benutzen meinen Vetter und den Stamm für ihr dreckiges Spiel, aber er glaubt mir nicht. Niemand glaubt mir.«

Erneut hörte er sich selbst sagen: »Keine Angst, sie werden nicht davonkommen, keiner von ihnen. Aber dazu brauche ich ihre Namen.«

»Lanner«, hatte das Halbblut rasselnd geantwortet.

»Weiter, nenn mir weitere Namen!«, hatte er daraufhin gesagt.

Aber er erhielt keine Antwort, und obwohl er den Satz mehrmals wiederholte, schwieg Mescalero-Joe. Dann hatte er sich nach vorne gebeugt und erst, als er in das wachsbleiche Gesicht des Halbbluts starrte, verinnerlicht, dass Mescalero-Joe nie mehr antworten würde.

»Ich krieg euch trotzdem!«

»Wie meinen Sie?«

Crown hob den Kopf und blickte irritiert zur Tür seines Abteils, von wo ihn ein hagerer Schaffner misstrauisch beäugte. Seinem verkniffenen Gesicht nach zu urteilen, hatte er den letzten Satz, wenn auch unbewusst, offensichtlich laut und deutlich ausgesprochen.

»Sorry, das war nicht für Sie bestimmt, ich habe gerade eben nur laut gedacht«, erwiderte er und versuchte ein Lächeln, das aber offensichtlich misslang, denn als der Schaffner seine

Fahrkarte kontrolliert und das Abteil wieder verlassen hatte, konnte der Marshal sehen, wie dieser sich draußen auf dem Gang mehrmals mit dem Zeigefinger an die Stirn tippte.

Mit einem Fluch setzte sich Crown wieder aufrecht hin. Auf diese Art wollte er sich eigentlich nicht als Passagier einführen, immerhin musste er die nächsten 48 Stunden in diesem Zug verbringen und so ein Schaffner konnte ihm, wen er denn wollte, in dieser Zeit das Leben ziemlich schwer machen.

Aber der Marshal hatte Glück.

Man ließ ihn in Ruhe, bis der Zug in die Endstation einlief und er sein Gepäck aus dem Koffernetz über dem Sitz nahm. Selbst dann, als er mit seinen Habseligkeiten in der Hand in das Menschengewühl am Bahnsteig eintauchte, war nichts von dem Schaffner zu sehen. Unbehelligt strebte er dem Ausgang zu, um sich auf die Suche nach einem Mietstall zu machen.

Eine halbe Stunde später war Crown der stolze Besitzer einer mausgrauen Grulla-Stute samt dazugehörigem Sattel und Zügelwerk.

Nach einer weiteren Stunde, die er damit verbrachte, ein erstklassiges Steak und Bratkartoffeln mit einem Glas feinstem Kentucky-Bourbon hinunterzuspülen – oder waren es doch zwei Gläser? – machte er sich auf den Weg nach Fort Hancock.

Satt und zufrieden ritt er auf seinem neuen Pferd nach Südwesten, wohlwissend, dass die Rechnung für das Essen den vertrockneten Buchhaltern in Austin, die seine Spesenabrechnung überprüften, wahrscheinlich die Haare zu Berge stehen lassen würde.

Die Apachen lauerten am Wegesrand.

Sechs Krieger mit nacktem Oberkörper und gelben Farbstreifen unter den Augen.

Sie hatten sich zu beiden Seiten des Overland Trails so tief hinter den Salbeisträuchern in den Sand gegraben, dass man sie selbst dann nicht erkennen konnte, wenn man direkt vor ihnen stand. Zudem, wer hielt denn schon nach irgendwelchen Salbeibüschen Ausschau, hinter denen sich vielleicht ein Kopf versteckt hatte?

Kein Mensch, und schon gar nicht die beiden Frachtwagenfahrer, die sowohl vor als auch hinter sich drei Soldaten wussten, die sie bis ins nahegelegene Fort Hancock begleiteten.

Also machte sich auch niemand irgendwelche Gedanken über die Sandhaufen hinter den Salbeisträuchern, sondern ritt einfach daran vorbei.

Deshalb sah auch niemand die stämmigen Gestalten, die daraus emporwuchsen, kaum dass der Transport die Sträucher und eben diese Sandhaufen passiert hatten.

Keiner sah die langen Messer, welche die Apachen flach zwischen den Zähnen hielten.

Keiner bemerkte, wie sie hochschnellten und hinter den Soldaten am Ende der Frachtwagen auf deren Pferde sprangen und ihre langen Messer über den Hals der Uniformierten gleiten ließen.

Der lange Ritt, die Monotonie der Landschaft und vor allem die unerträgliche Hitze hatte sie alle längst abgestumpft. Big Nose Baker, der Fahrer des hinteren Frachtwagens, bemerkte deshalb erst dann, dass etwas nicht in Ordnung zu sein schien, als es längst zu spät war.

Urplötzlich wimmeltes es vor ihm auf dem Karrenweg von Apachen.

»Zas-Tee, Zas-Tee, tötet, tötet!«

Ihr kehliges Kriegsgeschrei klang entsetzlich in seinen Ohren.

*Die roten Teufel hatten sich in dem nahen Kakteenwäldchen versteckt gehalten, durchzuckte es Baker, und wir sind ihnen wie ein Greenhorn in die Falle gegangen.*

Der Fahrer des ersten Wagens wuchs unvermittelt vor ihm in die Höhe, warf beide Arme in die Luft und stürzte vom Bock. Indes er zu Boden fiel, sah Baker, wie die Indianer die drei Soldaten vor ihm aus den Sätteln rissen.

Ihre gellenden Todesschreie in den Ohren warf sich Baker fluchend herum, um nach hinten in den Wagen zu greifen, wo sein Gewehr lag.

Aber dazu kam er nicht mehr.

Im selben Augenblick, in dem er sich umwandte, sah er sich einem Apachen gegenüber, dem es irgendwie gelungen war, sich lautlos von hinten in den Wagen zu schleichen.

Baker wusste nicht, dass es sich dabei um einen der Krieger handelte, die sich im Sand neben dem Karrenweg eingegraben hatten, um die drei Soldaten der Nachhut mit einem Überraschungsangriff auszuschalten.

Er sah nur eine Gestalt vor sich, die mehr einem Teufel als einem Indianer glich.

Sein Gesicht und sein nackter Oberkörper waren mit dem Blut eines der Soldaten bespritzt, dem er die Halsschlagader durchgeschnitten hatte. Seine dunklen Augen glänzten mordlustig wie die eines hungrigen Tieres und zwischen seinen weiß schimmernden Zähnen funkelte die rasiermesser-scharfe Klinge eines fast unterarmlangen Messers. Das, zu-

sammen mit der gelben Farbe der Streifen unter seinen Augen, die mit Blut und Schweiß vermischt über seine Wangen lief, war ein Anblick, der selbst einen abgebrühten Frachtwagenfahrer wie Big Nose Baker einen Moment lang verharren ließ.

Aber das Land und die Apachen verziehen niemandem einen Moment des Innehaltens.

Baker versuchte sich zwar noch aufzurichten und zu brüllen, aber aus seiner Kehle kam kein Ton mehr, nachdem die Messerklinge des Apachen über seinen Hals geglitten war, sondern nur noch Blut. Einen Moment lang kniete er noch schwankend auf dem Wagenbock, dann beförderte ihn sein Mörder mit einem Stiefeltritt in den Staub des ausgefahrenen Karrenweges.

Kurz darauf brachten die Indianer die Wagen zum Stehen.

Während einige der Apachen die toten Soldaten und Wagenlenker entkleideten und ihre Körper verstümmelten, brachen die anderen die Ladung der Frachtwagen auf, die aus exakt dreißig länglichen Holzkisten bestand.

Als Chebahtah aus einer dieser Kisten ein nagelneues, frisch eingöltes und glänzendes Gewehr nahm und die Waffe für alle sichtbar hoch über seinem Haupt gen Himmel reckte, kannte der Jubel der Krieger kein Ende mehr.

\*

Fort Hancock war ein genauso trostloser Ort wie das Land, in dessen äußersten, südwestlichsten Winkel man es hineingebaut hatte. Ein langgezogener, rechteckiger Platz, der von etwa zwei Dutzend großen und kleinen Adobelehmbauten umgeben war, dazu eine Wäscherei, ein Hospital, mehrere

Ställe und die obligatorische Marketenderei.

Das war alles, der Rest der Befestigung bestand lediglich aus einem Fahnenmast, der in der Mitte des Forts in einem Steinhaufen steckte und an dessen oberen Ende eine Fahne der Vereinigten Staaten traurig im Wind flatterte, sowie mannshohen, umlaufenden Palisaden.

Jim Crown näherte sich dem Fort, als die Sonne allmählich hinter den Hügeln im Osten immer höher stieg.

Er wusste zu diesem Zeitpunkt noch nichts von dem Überfall der Apachen auf den Waffentransport, aber er wusste, dass irgendetwas vorgefallen sein musste, als er sein Pferd etwa zwei Meilen vom Fort entfernt auf einem der Hügel zügelte.

Das Innere der Befestigungsanlage glich einem Ameisenhaufen, in dem jemand mit einem brennenden Ast herumstocherte. Augenblicklich machte sich in seiner Magengegend ein unangenehmes Ziehen breit. Er zog an den Zügeln und spornte die Grulla-Stute zu einem raschen Galopp an, während er bereits mit dem Schlimmsten rechnete.

Das Ziehen in seiner Magengegend steigerte sich noch mehr, kaum dass er durch das weit offen stehende Tor des Forts ritt. Rechts und links der beiden großen Torflügel standen jeweils vier Soldaten mit schussbereiten Gewehren in den Händen, die ihn ziemlich unfreundlich musterten. Dennoch ließen sie ihn ungefragt passieren, aber Crown spürte ihre Blicke, bis er sein Pferd vor der Kommandantur zügelte.

Im Fort selbst war überall Bewegung.

Überall hasteten Soldaten im Laufschrift umher. Zwei von ihnen führten ein Vierergespann zur Wagendeichsel eines leichten Armeewagens, während einige andere Proviant und Munitionskisten auf der Ladefläche verstauten. Auf dem

Exerzierplatz neben dem Fahnenmast machte sich unter den Befehlen eines raubeinigen Sergeanten eine Kavallerieabteilung reitfertig und vom Mietstall her bewegten sich zwei Indianerscouts langsam auf die Kommandantur zu.

Jim war gerade dabei, die Zügel seines Grullas um den Querholm des davorstehenden Haltebalkens zu wickeln, als die Eingangstür des Kommandantengebäudes geöffnet wurde und zwei Männer, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können, auf die Veranda traten.

Einer von ihnen, ein stämmig wirkender Endfünfziger mit einem akkurat geschnittenen Backenbart und einem offenen, aber jetzt ernsten und verkniffenen Gesicht, trug die Uniform eines Colonels.

Der andere dagegen, seinen Schulterklappen nach ein Captain, war kaum mittelgroß.

Crown kannte den Mann nicht, er hatte ihn noch nie in seinem Leben gesehen, aber er wusste sofort, dass er ein Arschloch war. Allein sein hüpfender, affektiert wirkender Gang, der ihn wohl größer erscheinen lassen sollte, als er es tatsächlich war, die Art, wie er sich mit der Reitgerte immer wieder gegen die Stiefelschäfte schlug, und sein hochnäsiger Blick waren für Jim schon zu viel des Guten. Dazu kam noch eine Uniform, auf der kein Stäubchen zu sehen war, obwohl der immerwährende Wind ständig den sandigen Boden aufwirbelte, die blank gewienerten Stiefel und seine Frisur.

Jim hatte noch nie einen Mann westlich des Mississippis gesehen, der seine Haare mit Zuckerwasser so zurechtdrapiert hatte, dass selbst die Ladys beim Gouverneursempfang in Austin vor Neid erblasst wären.

Der geschniegelte Kerl war ihm auf Anhieb so sympathisch wie Durchfall.

Deshalb beachtete er ihn auch nicht, sondern wandte sich sofort an den Colonel, was ihm sofort jede Menge giftige Blicke seitens des Captains einbrachte.

»Guten Tag, Colonel York«, sagte Jim, der vom Gouverneur den Namen des Kommandanten erfahren hatte. »Mein Name ist Crown, US-Marshal Jim Crown.«

Der Colonel nickte. »Angenehm, ich denke, damit erübrigt sich wohl eine Vorstellung meinerseits, nachdem

Sie bereits wissen, wer ich bin. Also kommen wir gleich zum Grund Ihres Besuches. Es ist schon lange her, dass sich ein US-Marshal hierher verirrt hat. Also, was führt Sie zu mir?«

»Das erzähle ich Ihnen gleich, aber darf ich Sie zuerst fragen, was diese ganze Aufregung hier zu bedeuten hat?«

»Das ist eine militärische Angelegenheit, die Sie nicht das Geringste angeht, Mister Marshal!«, schnarrte der Captain augenblicklich.

*Also doch ein Arschloch*, dachte Crown, der sich wieder einmal in seiner Menschenkenntnis bestätigt sah.

»Lassen Sie es gut sein Captain Rice«, sagte der Colonel sanft aber bestimmend. »Mister Crown ist ja nicht irgendein Zivilist. Im Gegenteil, als US-Marshal hat er durchaus ein gewisses Recht, auch Armeeinternes zu erfahren. Außerdem ist das Ganze ja längst kein Geheimnis mehr. Spätestens übermorgen weiß halb Texas, das Chebahtah und seine Mescaleiros aus der Reservation ausgebrochen sind und einen Wafentransport überfallen haben.«

»Oh«, sagte Crown betroffen, obwohl er so etwas fast schon vermutet hatte.

»Dann haben sich die ersten beiden Gründe für meinen Besuch ja wohl schon erledigt.«

Der Colonel nahm den Kopf etwas zurück und blickte Jim

irritiert an. »Das verstehe ich nicht ganz. Das müssen Sie mir schon etwas näher erklären.«

»Haben Sie denn die Depesche von Gouverneur Coke nicht bekommen?«

Der Offizier machte ein säuerliches Gesicht und räusperte sich erst, bevor er dem Marshal antwortete.

»Äh nein, ich fürchte, die war wohl in irgendeiner der Postsendungen, die ständig von den Apachen geraubt werden.«

»Das macht nichts, Gouverneur Coke hat nämlich vorgesorgt«, sagte Crown, wandte sich ab, ging zu seinem Pferd und machte sich an den Satteltaschen zu schaffen.

Zwei Minuten später stand er den beiden Offizieren wieder gegenüber und überreichte Colonel York einen Umschlag.

»Hier steht alles drin, was Sie wissen müssen.«

Der Offizier riss den Umschlag auf und überflog die engbeschriebenen Briefseiten, die sich darin befunden hatten. Seine Augen wurden dabei immer größer, je mehr er davon las.

Gleichzeitig wurde Captain Rice immer ungeduldiger, bis er schließlich die Hacken zusammenschlug, salutierte und den Colonel mit lauter Stimme ansprach.

»Verzeihung Sir, ich will ja nicht stören, aber ich sollte langsam mit den Männern losreiten. Je länger wir warten, dessen größer wird der Vorsprung dieser Wilden und Sie wissen ja, die Grenze ist nicht weit.«

»Wie?«, sagte Colonel York und hob etwas irritiert den Kopf.

Er war offensichtlich so in Cokes Depesche versunken gewesen, dass er seine Umgebung gar nicht mehr wahrgenommen hatte.

Doch als ein Offizier seines Ranges hatte er sich sofort wieder in der Gewalt und erwiderte den militärischen Gruß des

Captains. Dann deutete er mit vorgerecktem Kinn auf die Kavallerieabteilung, die inzwischen zum Abmarsch bereit war.

»Natürlich Captain, mit Gottes Segen, reiten Sie los. Aber denken Sie daran, lassen Sie sich von den Apachen in keiner Weise provozieren. Sie sollen sie nur verfolgen und wenn möglich ihren Schlupfwinkel auskundschaften. Den Rest überlassen wir General Stanford, der sich von Fort Bliss aus mit vierhundert Soldaten bereits in Marsch gesetzt hat.«

Rice antwortete mit einem solch arroganten Grinsen, dass es Crown fast schlecht wurde.

»Natürlich Sir! Aber bei allem Respekt, Sir, Sie glauben doch wohl nicht, dass diese Wilden meinen gut ausgebildeten Männern gefährlich werden können.«

»Unterschätzen Sie die Apachen nicht, Captain«, sagte Crown leise. »Chebahtah hat meines Wissens nach fünfzig Krieger zur Verfügung, Sie nur, wie ich gerade gezählt habe, sechszwanzig. Ein bisschen Vorsicht wäre daher nicht schlecht.«

Das Gesicht des Captains wurde augenblicklich feuerrot.

»Von einem Zivilisten wie Ihnen brauche ich keine Ratschläge. Ich weiß, zu was meine Männer fähig sind. Wenn es sein muss, jage ich mit ihnen die gesamte Apachen Nation zurück in die Wüste.«

Obwohl sich Crown geschworen hatte, sich mit diesem arroganten Schnösel auf nichts einzulassen, konnte er sich angesichts dieser Überheblichkeit nicht mehr beherrschen.

»Das hat im Dezember 66 oben in Wyoming auch mal einer gesagt. Sein Name war William Judd Fettermann, Captain Fettermann, um genau zu sein. Ich denke, wir alle wissen, was danach geschah.«

Rice schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Er wollte gerade wieder losbrüllen, doch der Colonel schnitt ihm das Wort ab. »Haben Sie gerade eben nicht darauf gedrängt, endlich loszureiten, Captain Rice? Dann tun Sie das auch und gehen Sie diesmal etwas schonender mit Ihren Männern und dem Material um, es liegt ein langer und harter Ritt vor Ihnen.«

Aus dem Gesicht des Captains war alles Blut gewichen. Es war ihm anzusehen, dass er vor Wut fast platzte, aber er salutierte und stampfte davon.

Der Colonel sah ihm nachdenklich hinterher und wandte sich erst wieder dem Marshal zu, als sich der Captain auf sein Pferd, einen hochbeinigen Wallach, geschwungen hatte und mit harter Stimme den Befehl zum Abrücken gab.

»Eigentlich ist Timothy ein ganz passabler Offizier, wenn da nur nicht diese ständige Arroganz wäre. Aber ich glaube, das liegt an seiner Herkunft. Seine Eltern sind steinreich und sein Schwiegervater zu allem Überfluss auch noch ein hochdekorierter Bürgerkriegsgeneral, der jetzt irgendeinen Posten in Washington innehat. Daher glaubt er wohl, dass er was Besseres ist.«

Crown nickte, so etwas Ähnliches hatte er sich beinahe schon gedacht.

»Und ist er das, ich meine etwas Besseres?«

»Sagen wir es so, das Leben hier im Apachenland hat Captain Rice schon mehrmals aufgezeigt, dass mehr dazugehört, etwas Besseres zu sein, als nur ein reiches Elternhaus.«

Crown erwiderte daraufhin nichts, aber es war ihm nicht entgangen, dass sich in den Mundwinkeln des Colonels ein süffisantes Lächeln eingenistet hatte.

»Aber jetzt genug davon«, sagte York schließlich und bat den Marshal mit einer ausladenden Handbewegung in die

Kommandantur. »Ich denke, wir haben da eine Menge zu bereden, Gouverneur Cokes Depesche ist sehr interessant, außerordentlich interessant sogar.«

\*

Die Kommandantur von Fort Franklin unterschied sich Crowns Meinung nach in nichts von allen anderen diesseits und jenseits des Mississippis, außer vielleicht, dass es hier ungleich staubiger war.

Staub schien hier allgegenwärtig zu sein, er lag genauso fingerdick auf der Sitzfläche des Besucherstuhls, den ihm Colonel York in seinem Büro angeboten hatte, wie auf der zerschrammten Platte des wurmstichigen Schreibtisches, als auch auf dem Leder, mit dem der Drehstuhl des Kommandanten hinter dem Schreibtisch bespannt war.

Der Staub setzte sich nicht nur binnen kürzester Zeit in den Kleidern fest, sondern drang in jede Pore und es dauerte nicht lange, bis ihn Crown auch zwischen seinen Zähnen knirschen hörte. Auch wenn er Captain Rice auf den Tod nicht ausstehen konnte, wollte er ihn unbedingt nach seiner Rückkehr fragen, wie er es anstellte, dass seine Uniform nicht den geringsten Sandkrümel aufwies.

Doch im Moment war die Unterhaltung mit dem Colonel, nachdem dieser die Depesche des Gouverneurs gelesen hatte, wichtiger.

Viel wichtiger sogar.

York hingegen schien da anderer Meinung zu sein, jedenfalls beschäftigte er sich die nächsten Minuten nur mit dem Stopfen und Anzünden seiner Pfeife, anstatt sich zum Inhalt des Schreibens zu äußern.

Crown wurde zusehends unruhiger, bis er schließlich die Geduld verlor, als sich der Colonel auch noch die Zeit nahm, um nach Corporal Ramsey, seiner Ordonnanz zu rufen, um sich einen Krug mit kaltem Tee zu bestellen.

»Also, was ist nun Ihre Meinung zu den einzelnen Punkten der Depesche, entsprechen sie der Wahrheit?«, platzte es schließlich aus ihm heraus.

Der Fortkommandant hob die Augenbrauen und bedachte Crown mit einem tadelnden Blick.

»Gemach, gemach. Dass ihr es aus der Hauptstadt immer so eilig haben müsst. Ihr solltet euch daran gewöhnen, dass hier draußen die Uhren anders ticken.«

*Heiliger Rauch, dachte Crown, in was für einem Fort bin ich da nur gelandet?*

Der Kommandant schien sich für jede Entscheidung alle Zeit der Welt zu nehmen, obwohl draußen im Land bereits ein blutiger Indianerkrieg im Gange war und der rangnachfolgende Offizier, ein aufgeblasener Gockel von einem Captain, der überzeugt war, mit zwei Dutzend Soldaten Amerikas Indianerprobleme lösen zu können.

Crown wollte gar nicht daran denken, was für Marotten erst die Lieutenants oder die Sergeanten von Fort Hancock besaßen.

Unterdessen hatte es den Anschein, als hätte sich der Colonel endlich zu einer Antwort durchgerungen, jedenfalls hob er die Hand und deutete auf die Depesche, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag.

»Also, wenn Sie mich fragen, sind das alles nur Spekulationen, irgendwelche Vermutungen und Gerüchte. Sicher hat es diese Überfälle auf die Post gegeben und es stimmt auch, dass die Apachen in der Reservation unruhig sind, aber das sind

Dinge, die hier im Land jeder weiß.«

»Mag sein, aber von dem geheimen Waffentransport dürfte wohl kaum einer etwas gewusst haben, erst recht nicht ein betrunkenes Halbblut aus Austin. Wie erklären Sie sich das?«

»Was soll ich dazu sagen? Die Apachen überfallen doch zurzeit alles, was über die Frachtstraße kommt. Es war also nichts als Zufall, dass sie dabei den Waffentransport erwischte haben. Und so geheim war der Transport ja nicht, leider. Angeblich hat in Fort Bliss ein Corporal vor einem Saloonmädchen damit geprahlt, um sich bei ihr wichtig zu machen.«

»Und warum wurde dann nicht sofort eine Patrouille als Begleitschutz losgeschickt?«

Der Colonel starrte Crown an. In seinen rauchgrauen Augen wurde langsam so etwas wie Ärger sichtbar.

»Ich habe natürlich sofort eine Patrouille losgeschickt. Sie müssen mir also nicht sagen, was ich hätte tun müssen, Marshal. Aber die Männer kamen zu spät, wie auch Sie inzwischen wissen dürften.«

»Gut und was ist mit den anderen Punkten, diesem Indianer-Ring zum Beispiel? Mescalero-Joe hat sich das ja nicht aus den Fingern gesogen.«

»Was soll das?« Die Stimme des Colonels klang jetzt ernst. »Ist das hier ein Verhör?«

»Nein«, erwiderte Crown. »Aber in meiner Eigenschaft als US-Marshal fallen zum Beispiel alle Verbrechen, die auf dem Boden einer Indianerreservation begangen wurden, in meine Zuständigkeit und auch Verbrechen, die gegen das Eigentum der Armee gerichtet sind. Die Order des Gouverneurs ist unmissverständlich. Ich soll herausfinden, ob die Aussagen des Halbbluts der Wahrheit entsprechen, und wenn ja, die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen. Deshalb bin ich hier.«

»Und ich bin in meiner Eigenschaft als Kommandant dieses Forts, seitdem der Überfall auf den Waffentransport bekannt wurde, nicht aus meiner Uniform herausgekommen und das ist inzwischen über vierundzwanzig Stunden her. Ich bin müde und würde mich deshalb gerne etwas ausruhen. Wir können ja nach dem Abendessen weiter darüber reden, aber jetzt entschuldigen Sie mich bitte.« York stand auf und ging zur Tür. »Meine Ordonnanz wird sich um ein Quartier für Sie kümmern. Sie können ja solange Ihr Pferd zu den Stallungen rüberbringen. Corporal Johnson wird sich dann dort bei Ihnen melden.«

Während York sprach, öffnete er die Tür und zeigte mit der Rechten unmissverständlich nach draußen. Crown hatte verstanden und erhob sich ebenfalls von seinem Stuhl. Bevor er aber über die Türschwelle schritt, richtete er den Blick noch einmal auf den Colonel. »Eine Frage hätte ich da noch. Sagt Ihnen der Name Lanner etwas?«

Yorks Gesicht verhärtete sich augenblicklich. »Nein«, sagte er hart. »Nie gehört.«

Dann drehte er sich in einer Art und Weise wieder um, die Crown deutlich machte, dass damit die Unterhaltung mit ihm vorerst beendet war.

Kurze Zeit später brachte der Marshal seine Sachen in das ihm von Yorks Ordonnanz zugewiesene Quartier.

Es lag etwas abseits der Mannschaftsquartiere, ein einfacher, schmaler Lehmgebäude, wie er hauptsächlich von rangniederen Offizieren wie einem Master Sergeant oder einem Second Lieutenant bewohnt wurde.

Im Gegensatz zu seinem Pferd, das in den Stallungen bei einem krummbeinigen Corporal in besten Händen war und sogar eine eigene Box besaß, musste er sich sein Lager mit ei-

nem Lieutenant teilen. Aber das war Crown egal, er hatte sowieso nicht vor, lange hierzubleiben. Vielleicht würde er sogar schon morgen wieder abreisen und sich in der nahegelegenen Stadt Franklin ein Quartier suchen, denn der Colonel zeigte sich nicht gerade kooperativ.

Es war zwar nicht so, dass der Offizier abweisend war oder sich seinen Fragen gänzlich verweigerte, aber irgendwie kam es ihm so vor, als hege York kein großes Interesse daran, ihn in irgendeiner Weise zu unterstützen.

*Vielleicht bilde ich mir das auch nur ein, dachte Crown, während er den Rest seines Gepäcks im Zimmer verstaute. Wahrscheinlich bin ich nach diesem Dreitageritt durch die Wüste, in der ich nichts als das abgestandene Wasser aus meiner Feldflasche und etwas Speck und Hartbrot zu mir genommen habe, erschöpft und hungrig und damit etwas ungehalten, und wahrscheinlich ist Colonel York auch deshalb nicht so umgänglich, weil ihn der Überfall auf den Waffentransport und die Flucht der Apachen aus der Reservation beschäftigen.*

Crown war sich sicher, dass heute Abend, wenn jeder etwas gegessen und eine Mütze voll Schlaf genommen hatte, die Welt schon wieder ganz anders aussah.

Mehr Gedanken verschwendete er nicht an die Sache, denn inzwischen begann sein Magen in immer kürzer werdenden Abständen zu knurren. Der Lautstärke nach musste sich dort inzwischen mindestens ein halbes Dutzend hungriger Wölfe befinden.

Deshalb hielt er sich dann auch nicht mehr lange in seinem Quartier auf, sondern stiefelte nach einer Katzenwäsche und in einem frischen Hemd mit weitausgreifenden Schritten auf die Marketenderei zu.

Das Essen war zwar kein Vergleich zu dem butterweichen Steak, das er in El Paso genießen konnte, aber es war preiswert und gute Hausmannskost. Lediglich das Bier, das er bestellt hatte, war einen Tick zu warm.

Satt und zufrieden und damit mit der notwendigen Bett-schwere versehen, steuerte Crown kurz darauf wieder auf sein Quartier zu. Er legte sich auf das schmale Feldbett und es dauerte keine Minute, bis er eingeschlafen war. Er wusste, dass ihn der Colonel nach dem Abendessen zu einem weiteren Gespräch gebeten hatte, aber das war für ihn kein Problem.

Er hatte gelernt, in Etappen zu schlafen.

Trotzdem wachte er früher auf, als er es eigentlich beabsichtigt hatte.

Aber das lag nicht an ihm, sondern an den beiden Männern, die sich direkt vor seinem Fenster stritten. Schlaftrunken richtete sich Jim auf und lauschte nach draußen.

»Bist du verrückt geworden? Du weißt doch ganz genau, dass wir uns tagsüber nicht treffen dürfen. Wir bekommen die größten Schwierigkeiten, wenn man uns zusammen sieht.«

»Jetzt mach dir mal nicht in die Hose«, hörte Jim den anderen sagen. »Die Quartiere der Unteroffiziere liegen so abseits, dass uns hier so schnell keiner entdecken wird. Außerdem stecken wir bereits in Schwierigkeiten.«

Crown war augenblicklich hellwach.

Er kannte diese Stimme, sie gehörte der Ordonnanz, bei der Colonel York, während sie sich am Morgen unterhielten, einen Tee bestellt hatte.

Soweit sich Jim erinnerte, war sein Name Corporal Ramsey.

»Was meinst du damit?«, fragte draußen jetzt der Mann, dem es offensichtlich gar nicht gefiel, dass sie sich hier trafen.

»Dieser Marshal, der heute Morgen hier aufgetaucht ist, entwickelt sich langsam zu einem Problem. Er weiß anscheinend nicht nur über den Indian Ring Bescheid, sondern kennt auch Lanner.«

»Lanner?«, stieß der andere hervor.

»Bist du verrückt geworden, Barnes? Wenn du nochmal so herumschreist, weiß bis zum Abend das ganze Fort von der Sache.«

»Sorry«, sagte Barnes deutlich kleinlaut.

»Und was machen wir jetzt?«

»Du zunächst einmal gar nichts, ich erledige das. Du gehst jetzt wieder in deinen Stall zurück und kümmerst dich um die Pferde der Offiziere, als wäre nichts geschehen, verstanden?«

»Und du, du willst doch nicht etwa den Marshal ...«

»Natürlich nicht«, schnitt Ramsey ihm das Wort ab. »Darum wird sich Rice kümmern, sobald er zurück ist.«

Obwohl sich die Männer daraufhin entfernten, hallte Ramseys gehässiges Lachen noch lange in seinen Ohren nach.

Jim wusste jetzt, dass er auf der richtigen Spur war. Es schien, dass hier im Fort der Schlüssel zu der ganzen Sache lag. Er war sich nur noch nicht sicher, inwieweit Colonel York in die Sache involviert war. Aber das würde er schnell herauszufinden, dem Tonfall seiner Stimme nach zu urteilen schien dieser Barnes ziemlich nervös zu sein. Ein Besuch bei ihm im Stall war mit Sicherheit sehr aufschlussreich.

Doch es kam alles anders.

Crown hatte den Exerzierplatz, an dessen östlichem Ende

sich die Stallungen befanden, nicht einmal zur Hälfte hinter sich gebracht, als vorne am Haupttor plötzlich Unruhe entstand.

Er hörte noch ein paar Soldaten schreien, während andere aufgeregter zum Tor liefen, dann sah er auch schon das reiterlose Pferd, das mit gesenktem Kopf über den Exerzierplatz in seine Richtung lief.

Wie jedes gut dressierte Tier suchte auch dieses, nachdem es reiterlos geworden war, seinen Stall auf. Als es an ihm vorbeitrabte und er die dunklen Blutflecke auf der Flanke bemerkte und die beiden abgebrochenen Pfeile, deren Spitzen unterhalb des Sattelhorns im Leder steckten, wusste er sofort, was geschehen war.

Auf dem Rücken eben dieses Pferdes, einem hochbeinigen, dunklen Wallach mit einem geradezu klassischen Schwanenhals, war kein geringerer als Captain Timothy Rice am Morgen zu einem Patrouillenritt aufgebrochen.

Sein Befehl lautete, die Apachen aufzustöbern und sie zu beobachten.

Offensichtlich hatte er die Indianer schneller gefunden, als ihm lieb war.

\*

US-Marshall Jim Crown stand breitbeinig im knöcheltiefen Alkalistaub und blickte nachdenklich auf den Mann, der vor ihm auf dem blutdurchtränkten Sandboden lag.

Timothy Rice sah entsetzt aus.

Sein Kopf war eine einzige blutig rote Ruine aus zertrümmerten Knochen, Hautfetzen und breiiger Hirnmasse. Man hatte ihm den Schädel eingeschlagen, nachdem man ihn skal-

piert hatte, dann entkleidet und danach, wie es Sitte bei den Mescaleros war, die Oberschenkel zu Brei geschlagen. Ihrem Glauben nach konnten ihre Feinde dadurch den toten Krieger nicht auf dem Weg in die ewigen Jagdgründe folgen.

Doch im Gegensatz zu den anderen Toten hatten die Apachen dem Captain noch mehr angetan. Sie hatten Rice nicht nur den Brustkorb zertrümmert und das Herz herausgerissen, sondern ihm auch sein Geschlechtsteil abgeschnitten und es ihm in den Mund gesteckt.

Was zur Hölle hatte Price den Indianern angetan? Woher kam dieser Hass?

Ein Geräusch ließ Crown den Kopf wenden.

Ein Soldat torkelte hinter einer Buschgruppe hervor, von der er wusste, dass dahinter der Rest von Rices Patrouille lag, oder besser gesagt, das, was noch von ihr übrig geblieben war. Der Uniformierte kam unweit von ihm zum Stehen, riss sich sein Halstuch, das er vor den Mund gebunden hatte, herunter und begann zu würgen. Als Jim hörte, wie er sich übergab, spürte er, wie in ihm selbst der Brechreiz hochstieg, und er wandte sich rasch ab.

Während er sich bemühte, flach zu atmen, um das, was sich in seinem Magen befand, auch dort zu behalten, ertönte hinter ihm plötzlich eine raue Stimme.

»Verdammt noch mal, Private Walker, können Sie nicht aufpassen? Sie kotzen sich ja die ganze Uniform voll!«

Crown legte die Stirn in Falten und drehte sich um.

Der Sprecher sah genauso rau und ungehobelt aus, wie seine Stimme geklungen hatte.

Ein grober Klotz von einem Kerl mit Schultern so breit wie ein Wandschrank und Oberarmen, die beinahe so dick waren wie Crowns Schenkel.

Er war alt genug, um sich mit dem Rang eines Generals schmücken zu können, die wenigen Haare, die unter seiner Schildmütze hervorlugten, waren genauso weiß wie sein Schnurrbart. Dennoch wiesen ihn die Schulterklappen auf seiner verblichenen Uniformbluse lediglich als Sergeanten aus. Höchstwahrscheinlich war er mehrmals degradiert worden wegen Schlägereien oder Trunksucht, die Narben in seinem Gesicht und die riesige, rotgeäderte Nase ließen jedenfalls darauf schließen.

Doch trotz aller Schrofheit schien sich hinter seiner rauen Schale ein weicher Kern zu verbergen, denn statt den Private erneut anzuraunzen, griff er unvermittelt in seine Hosentasche und hielt dem Bedauernswerten ein verwaschenes Taschentuch unter die Nase.

»Hier, machen Sie sich sauber, bevor Ihnen der Colonel über den Weg läuft. Sie haben ja noch überall Kotze im Gesicht.«

Der Soldat schlug die Hacken zusammen.

»Jawoll Sergeant Hamilton, danke Sir!«

Crown nickte dem Sergeanten wohlwollend zu, während der Private das Taschentuch voller Dankbarkeit entgegennahm und sich, so gut es ging, säuberte.

»Das war ein feiner Zug von Ihnen, Sergeant. Ich kenne nur wenige Vorgesetzte, die einen einfachen Private so anständig behandeln.«

Hamilton zuckte mit den Achseln.

»Das liegt wohl daran, dass ich im Gegensatz zu den meisten Offizieren selbst einmal ein Private war. Man vergisst seine Wurzeln nicht, auch wenn mich das so manchen Dienstgrad gekostet hat. Aber damit ist sowieso bald Schluss.«

»Was soll das denn jetzt heißen?«, fragte Crown etwas überrascht.

»Dass meine Dienstzeit in zwei Monaten zu Ende ist und ich den Teufel tun werde und noch einmal verlängern. Nicht in diesem Leben und vor allem nicht bei dieser Armee, diesem gottverdammten Sauhaufen!«

Verwundert legte Crown die Stirn in Falten. Ein altgedienter Sergeant, der sich derart abfällig über die Armee äußerte, war ihm bisher noch nicht untergekommen und er hatte schon Dutzende dieser meist bärbeißigen Gesellen kennengelernt.

»Oha, das hört sich aber nicht so an, als würde Ihnen der Dienst Spaß machen.«

»Spaß?«, knurrte der Sergeant gallig. »Der ist mir in den letzten Monaten gehörig vergangen und nicht nur mir.«

Eigentlich wollte Crown, nachdem er sich etwas umgesehen hatte, wieder zurück zu Colonel York und dessen Offiziersstab gehen, die sich etwa einen Steinwurf weit von ihm entfernt in einer regen Unterhaltung befanden. Aber irgendetwas im Gesicht des Sergeanten sagte ihm, dass dieser wettergegerbte Haudegen anscheinend Dinge wusste, über die man besser nicht in der Nähe von Vorgesetzten redete. Dinge, die so schwer auf seiner Seele zu lasten schienen, dass Hamilton förmlich auf ein Wort von ihm wartete, um sein Herz auszusütten.

»Also gut«, sagte er deshalb. »Spucken Sie's aus, Sergeant. Was gefällt Ihnen denn in diesem Laden nicht mehr?«

»Alles«, sagte Hamilton und sah sich in einer Art um, als wollte er sichergehen, dass sie ja niemand belauschen konnte.

»Angefangen von korrupten Offizieren bis hin zu einem Fortkommandanten, der säuft und verbrecherischen Geschäftemachern, die nur um des Profits willen den Tod eines ganzen Indianervolkes in Kauf nehmen.«

Das letzte Wort des Sergeanten war noch nicht verklungen, als der Marshal bereits das Gefühl hatte, als würden unzählige Spinnenbeine über seinen Rücken krabbeln.

»Oha, das ist aber verdammt starker Tobak.«

»Finden Sie? Dabei ist das erst der Anfang. Wenn Sie noch tiefer in dieser Scheiße wühlen, werden Sie sogar Hinweise finden, die bis nach Washington reichen.«

Jetzt war es Crown, der sich sorgfältig umsah, um sich zu vergewissern, dass tatsächlich keine fremden Ohren ihr Gespräch mitbekamen.

»Haben Sie irgendwelche Beweise für Ihre Behauptungen, etwas Schriftliches oder so?«

»Eigentlich nicht, aber Sie brauchen sich nur im Fort, der Marketenderei oder in der Reservationsverwaltung umhören und Sie werden sehr schnell merken, dass ich Ihnen keine Märchen erzähle.«

»Dann schießen sie mal los, was genau wissen Sie?«

»Viel, zwar nicht alles, aber es ist genug, um mir den Schlaf zu rauben.«

Sergeant Hamiltons Stimme wurde zu einem Flüstern, das in etwa so klang, als würde man mit einer Feile über die Rinde eines vertrockneten Baumstumpfs schaben.

»Angefangen hat das Ganze, als man Captain Rice im Frühjahr zu uns versetzte. Dieser wichtigtuerische Zwerg hat hier von Anfang an sein Ding durchgezogen, anstatt sich auf seine Aufgaben als Offizier zu besinnen. Es hat keine vier Wochen gedauert und er und die Hurensöhne von der Reservationsverwaltung waren bereits die besten Freunde. Sie sind auch der Grund dafür, warum es seither mit den Apachen ständig Ärger gibt.«

»Inwiefern?«, wollte Crown wissen.

»Weil diese Verbrecher die Lebensmittel, Decken und all die anderen Dinge, die eigentlich für die Apachen bestimmt sind, an die Storebesitzer aus der Umgebung verkaufen und den Indianern nur verfaultes Fleisch, verschimmeltes Brot und Mehl überlassen, in denen es sich bereits die Maden bequem gemacht haben. Wenn ich mir den Lebensstil dieser Kanailien so ansehe, muss das ein verdammt einträgliches Geschäft sein. Vom Sold eines Captains hätte sich Price niemals so ein Pferd wie seinen Wallach leisten können, ganz zu schweigen von dem Ledersattel, der, wie Sie vielleicht schon gesehen haben, mit echtem Silber verziert ist.«

»Das ist ja interessant«, sagte Crown. »Weiß den der Colonel davon?«

»York?«, fragte Sergeant Hamilton und machte eine abwertende Handbewegung. »Keine Ahnung. Und wenn, dann ist ihm das sowieso scheißegal. York war mal General Mayor, aber dann hat man ihn nach dem Bürgerkrieg zurückgestuft wie so viele andere Offiziere auch und jetzt versauert er als Colonel auf einem Posten im Indianergebiet. Nein, den interessiert das alles nicht mehr. Das Einzige, was ihn noch interessiert, ist die Whiskyflasche in seiner obersten Schreibtischschublade, ohne die er die Tage bis zu seiner Pension wahrscheinlich nicht mehr ertragen würde.«

»Außerdem wäre er gegen Rice gar nicht angekommen«, mischte sich plötzlich Private Walker in das Gespräch ein. »Dieser Mädchenschänder hat Beziehungen bis nach Washington.«

Crown wirbelte überrascht herum. »Mädchenschänder?«

»Yeah«, sagte Hamilton und spuckte angewidert in den Sand. »Rice, diese Drecksau, steht auf kleine Mädchen, wahrscheinlich kommt er wegen seiner Größe bei normalen Frau-

en nicht an. Es ist ein offenes Geheimnis, dass er Mateo, einen Unterhauptling der Mescaleros, regelmäßig mit Schnaps und Proviant versorgt, weil ihm dieser dafür mindestens einmal in der Woche seine beiden Töchter überlässt. Die ältere von ihnen ist gerade mal zwölf, die andere zehn.«

Crowns Magen hob sich allein bei dem Gedanken an Rice. Jetzt wusste er auch, warum ihn die Indianer so grausam verstümmelt hatten.

Seine Augen funkelten vor wilder Entschlossenheit, als er seine Blicke auf die beiden Soldaten richtete.

»Okay Männer, ich schätze, es ist an der Zeit, dass ich gewissen Herrschaften einmal gehörig auf die Füße trete. Und keine Angst, meine Beziehungen reichen nicht nur bis nach Washington. Gouverneur Cokes Arm reicht sogar bis zum Schreibtisch des Präsidenten, die beiden sind nämlich gute Freunde.«

»Ha«, sagte Hamilton und klatschte sich mit der flachen Hand auf den Oberschenkel. »Ich hätte nie gedacht, dass ich auf meine alten Tage noch so viel Spaß erleben würde. Ich freue mich jetzt schon auf die dummen Gesichter dieser Mistkerle.«

Crown nickte den beiden Männern zu und wandte sich ab, nachdem er gesehen hatte, dass ihn Colonel York zu sich heranwinkte. Doch schon nach dem zweiten Schritt blieb er wieder stehen.

Nachdenklich drehte er den Kopf und sah den Sergeant noch einmal an.

»Sagen Sie mal, Hamilton, kennen Sie eigentlich jemanden mit dem Namen Lanner?«

Der Sergeant nickte, und als Jim seine Antwort hörte, hatte er das Gefühl, als ob ihm jemand ins Gesicht geschlagen hätte.

»Natürlich Marshal, Theodore Lanner ist, oder besser gesagt war der Schwiegervater von Captain Rice.«

\*

Die Sonne stand wie ein roter Ball hinter ihnen über den Hügeln im Osten. Ihre Strahlen überzogen sie und den Canyon, der vor ihnen lag, mit purpurnem Licht.

Sie, das waren, wenn es Crown noch richtig in Erinnerung hatte, etwa einhundertfünfzig Soldaten, ein Dutzend Indianerscouts, ein Stall voll mit Offizieren, ein General namens Jedediah Stanford und natürlich er.

Inzwischen waren seit jenem Moment, an dem er vor Captain Rice verstümmelter Leiche gestanden hatte, drei Tage vergangen. Zweiundsiebzig Stunden, nach denen nichts mehr so war wie vorher.

Bevor er den Colonel mit den Anschuldigungen von Hamilton und Walker konfrontieren konnte, war der General mit einem Großteil seiner Soldaten am Ort des Massakers erschienen. Nach einer kurzen Anhörung und auch, weil Stanford ähnliche Dinge bereits zu Ohren gekommen waren, enthob er York sofort von seinem Posten und stellte ihn und sein Kommando unter Arrest. Natürlich außer einem gewissen Sergeanten und einem Private namens Walker, ohne die Crown niemals so rasch von dem ungeheuerlichen Geschehen im Fort und in der Reservation erfahren hätte.

Auf Standfords Befehl hin eskortierte ein Mayor mit über einhundert Soldaten im Rücken York und seine Männer zurück ins Fort, um dort, wie der General wutentbrannt angeordnet hatte, diesen Schweinestall auszumisten.

Mit dem Rest seiner Streitmacht zog Stanford dann weiter

nach Süden. Crown schloss sich ihnen an, nachdem er erfahren hatte, dass der General seine Armee geteilt hatte und es der anderen Gruppe gelungen war, die Apachen in einem Canyon inmitten der Franklin Mountains zu stellen und einzukreisen.

Jetzt waren sie auf dem Weg zu den Indianern, die angesichts der Übermacht der Soldaten nur noch die Wahl hatten, entweder zu sterben oder zu kapitulieren. Crown, der die Apachen kannte, verspürte, seitdem dieser Canyon in Sichtweite gekommen war, ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend, das mit jedem Yard, den sie zurücklegten, immer stärker wurde.

Als sie den Eingang des Canyons erreicht hatten, brachte Stanford die lange Kolonne seiner Soldaten mit einer abrupten Handbewegung zum Stehen.

»Wir sind da«, sagte er leise und wandte sich Crown zu, der neben ihm im Sattel seiner Grulla Stute saß.

»Und was werden Sie jetzt unternehmen?«

»Ob Sie es mir glauben oder nicht, eigentlich tun mir die Indianer leid. Im Grunde genommen sind sie arme Schweine und nicht sie gehören bestraft, sondern diese Ansammlung von gewissenlosen Geschäftsleuten, die sich Indian Ring nennen. Aber für die Apachen gibt es nun mal keine Gerechtigkeit und deshalb kotzt mich das, was ich jetzt tun muss, an, und zwar richtig.«

»Warum tun Sie es dann trotzdem? Ich meine, Sie könnten den Apachen ja auch ein Friedensangebot unterbreiten und ihnen Straffreiheit zusichern, wenn sie zurück in die Reservation gehen. Schließlich sind die Indianer die Betrogenen.«

Stanford betrachtete den Marshal mit einem Blick, in dem alle Bitterkeit dieser Welt lag.

»Dazu ist es zu spät. Die Apachen haben mehrere Postkutschen überfallen, sogar einen Waffentransport und dazu noch eine Patrouille massakriert. Selbst wenn ich mich weigere, die Befehle des Oberkommandos auszuführen, würde das den Indianern wenig bringen. Dann kommt jemand anderes und erledigt die Sache, jemand, der vielleicht nicht so viel Skrupel hat wie ich. Deshalb mache ich es.«

Bevor Crown darauf antworten konnte, drehte sich der General im Sattel um und winkte seine Indianerscouts zu sich heran.

»Reitet los, aber bleibt untereinander in Sichtkontakt. Sobald ihr irgendetwas entdeckt, will ich es wissen.«

Der Anführer der Scouts, ein untersetzter Papago Indianer mit einem schwarzen Topfhut und einem Patronengürtel quer über der Brust, nickte. »Meine Männer wissen, was zu tun ist. Bevor die Sonne untergeht, werden sie Ihnen den Kopf von Chebahtah vor die Füße legen.«

Crown, dem bereits eine scharfe Erwiderung auf der Zunge lag, schluckte sie herunter und bedachte die abreitenden Scouts mit einem nachdenklichen Blick.

Das Ziehen in seinem Magen wurde beinahe unerträglich, nachdem ihm klar wurde, dass mit dieser Einstellung von Stanfords Scouts ein friedliches Ende des Konflikts so gut wie unmöglich war.

Eine halbe Stunde später hatten die Scouts den Eingang des Canyons erreicht.

Sie ritten langsam und weit voneinander entfernt hinein. Immer wieder betrachteten sie den Boden oder die gezackten Felsränder des Canyons.

Eine geradezu unwirkliche Stille lag über dem Land.

Stanford, der das Vorrücken der Scouts bisher wohlwollend

betrachtet hatte, wollte gerade den Kopf drehen, um Crown irgendetwas mitzuteilen, als plötzlich ein Gewehrschuss donnernd die Stille durchbrach.

Der Anführer der Scouts riss die Hände in die Höhe und stürzte hinterrücks über die Kruppe seines Pferdes, während sein Topfhut durch die Luft flog. Ehe das Echo des Schusses erstarb, krachte ein weiteres Gewehr, traf einen anderen Fährtensucher in Höhe seines Herzens und warf ihn aus dem Sattel. Die anderen Scouts wandten ihre Pferde und galoppierten, so schnell sie konnten, aus dem Canyon.

»Eeeeeiiiiiaaaaah! Zast tee, tötet, tötet!«

Das Kriegsgeschrei der Apachen hallte zwischen den Felswänden hin und her und verfolgte die Späher, bis sie die Hauptmacht der Soldaten erreicht hatten. Wutentbrannt zügelte einer von ihnen sein Pferd vor dem General, der zusammen mit einigen Offizieren und Crown die Spitze der Kolonne bildete.

Der Mann war ein Yaqui, stämmig, kräftig gebaut, mit schulterlangem, strähnigem Haar und einem pockennarbigem Gesicht.

»Dieser Canyon hat mehr Spalten und Höhlen, wie ihr Soldaten befehligt. Nicht einmal tausend Blauröcke können die Mescaleros dort aufspüren.«

»Tausend nicht, aber vielleicht fünf Hotchkiss Kanonen«, erwiderte der General ungerührt.

Crown wurde augenblicklich hellhörig. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Dass ich fast damit gerechnet habe, dass sich die Apachen hier irgendwo in den Bergen verschanzen werden. Deshalb habe ich etwas mitgebracht, das sie aus ihren Löchern treiben wird, ohne dass es mich einen einzigen toten Soldaten

kostet.«

Dann wandte er sich einem der Offiziere zu, die neben ihm im Sattel saßen, und nickte ihm zu.

»Also los, Lieutenant Jenkins, bringen Sie unsere Spielzeuge in Stellung!«

Der Lieutenant salutierte, kommandierte ein paar Soldaten zu sich und ritt dann mit ihnen zum Ende der langgezogenen Kolonne.

Eine Stunde später, in der von den Apachen weiterhin nichts zu sehen oder zu hören war, kamen die Männer zurück. In ihrem Schlepptau befanden sich fünf Vierergespanne, die jeweils eine Hotchkiss Kanone, Kaliber 42, an den Rand des Canyons zogen.

Dort wurden sie von den Kanonieren derart ausgerichtet, dass die Mündungen ihrer gewaltigen Rohre genau auf den Teil der Felsen zeigten, zwischen denen sich die Apachen verschanzt hatten.

Erschrocken drehte Crown den Kopf und wandte sich an General Stanford.

»Sie wollen doch nicht etwa damit auf die Apachen schießen? Hatten Sie nicht erst vorhin zu mir gesagt, dass Ihnen die Indianer leidtun?«

»Das ist richtig.« Stanfords Tonfall klang unverbindlich. »Aber das entbindet mich nicht von der Verantwortung für meine Männer und für die Siedler in diesem Land. Warum soll ich deren Leben unnötig aufs Spiel setzen, wenn ich mit einer einzigen Salve dieser Kanonen das Problem aus der Welt schaffen kann?«

»General, in dem Canyon befinden sich Dutzende von Frauen und Kindern!«

»Ich habe ihnen nicht gesagt, dass sie aus der Reservation

fliehen sollen. Aber wenn es Sie beruhigt, ich werde zuerst einen Parlamentär mit einer weißen Flagge zu ihnen schicken, bevor ich den Feuerbefehl gebe.«

\*

Die Sonne war höher gestiegen und es war bereits Mittag, als drei Männer, ein Soldat und zwei Indianerscouts, vorsichtig in den Canyon eindringen.

An der Stelle, an der die Apachen den Führer der Scouts aus dem Sattel geschossen hatten, blieben sie stehen und schwenkten die weißen Fahnen, die sie in den Händen hielten.

Sekunden später hallte eine gutturale Stimme durch den Canyon.

Nach einem kurzen Moment der Stille antwortete einer der Scouts.

Dann war wieder die gutturale Stimme zu hören.

Crown und die Soldaten, die am Eingang des Canyons in Stellung gegangen waren, konnten zwar hören, dass vor ihnen Männer miteinander redeten, aber sie verstanden kein einziges Wort davon.

Nach etwa fünf Minuten verhallten die Stimmen und ihr Echo verlor sich an den gezackten Felswänden der Schlucht. Kurz darauf tauchten die drei Parlamentäre wieder aus dem Canyon auf. Während der Soldat vor General Stanford salutierte, begannen die Scouts ihre weißen Flaggen einzurollen.

Stanford erwiderte die Ehrenbezeugung, während er seinen Blick erwartungsvoll auf den Soldaten richtete.

»Nun, Corporal, haben die Apachen meine Kapitulationsbedingungen angenommen?«

»Ich glaube nicht«, mischte sich Crown in das Gespräch ein. Augenblicklich zuckte der Kopf des Generals herum.

»Wer hat Sie denn gefragt?«, schnauzte Stanford.

Crown verkniff sich eine dementsprechende Antwort und hob stattdessen die rechte Hand, deren ausgestreckter Zeigefinger mahnend gen Himmel zeigte.

»Hören Sie das?«

Einen Augenblick lang hatte Crown das Gefühl, als würde ihm der General auf seine Frage hin eine patzige Antwort geben, aber dann neigte er doch den Kopf und lauschte dem eigentümlichen Geräusch, das immer lauter wurde.

Zuerst war es kaum hörbar und glich eher dem leisen Säuseln des Windes, wenn er durch die kahlen Zweige der Dornenbüsche strich. Das Ganze wandelte sich jedoch schnell und aus den undefinierbaren Geräuschen wurde ein immer lauter werdender Sprechgesang, dessen Worte ein wildes Echo zwischen den Felswänden des Canyons entfachten. »O Ha Le, nur die Berge leben ewig ... O Ha Le, nur die Felsen leben ewig ...«

General Stanford musterte den Marshal mit einem Gesichtsausdruck, in dem sich Erstaunen und Unglauben gleichermaßen widerspiegelten.

»Sind die Apachen denn jetzt alle verrückt geworden? Ich habe sie aufgefordert zu kapitulieren und was machen diese Wilden? Sie singen! Bei Gott, sie singen!« Ungläubig schüttelte der Offizier den Kopf. »Es ist nicht zu glauben.«

»Sie sollten lieber zuhören, denn dieser Gesang ist die Antwort der Apachen auf ihre Kapitulationsforderung.«

»So, so und was singen sie?«

»O Ha Le, nur die Berge leben ewig«, antwortete Crown nachdenklich. »Das ist das Todeslied der Mescaleros. Es be-

deutet nichts anderes, als dass die Apachen lieber sterben, als zurück in die Reservation zu gehen.«

»Das können sie haben!«, blaffte Stanford.

Abrupt wandte sich der Offizier im Sattel um und erteilte Lieutenant Jenkins und seinen Kanonieren mit zorniger Stimme den Feuerbefehl.

»Nein!«, schrie Crown aus Leibeskräften, aber es war zu spät.

Das Donnern der Kanonen übertönte selbst den brüllenden Todesgesang der Apachen.

Feuerblitze zuckten durch den Canyon.

Dann erfolgten die Detonationen. Die Druckwellen der explodierenden Granaten wirbelten Gesteinsbrocken, Buschwerk und andere Dinge, blutige Dinge, deren Herkunft Crown nicht hinterfragen wollte, durch die Luft und eine Wand aus Staub und Sand türmte sich vor ihnen auf und versperrte jegliche Sicht.

Es dauerte Minuten, bis sich der Staub gelegt hatte und der Druck auf ihren Ohren nachließ.

Dann kamen die Apachen.

Frauen, Kinder, alte Männer, humpelnd, blutend, mit zerrissenen Kleidern und bleichen, vom Schock der Geschehnisse gezeichneten Gesichtern. Ihr Anführer, ein alter Apache mit weißgrauen Haaren, schwenkte eine zerfetzte Parlatärflagge, während er hinkend auf die Soldaten zukam. Ohne auf die Gewehre zu achten, die dutzendfach auf ihn und die angsterfüllte Schar, die ihm folgte, gerichtet waren, ging er auf den General zu und legte die weiße Flagge vor seinem Pferd zu Boden.

»Ich bin Espejo, meine Leute und ich sind des Kämpfens müde. Wir ergeben uns.«

Stanford nickte, dennoch klang seine Stimme mürrisch, als er dem alten Apachen antwortete.

»Das ist eine weise Entscheidung, doch ich sehe nur alte Männer, Frauen und Kinder. Wo sind die Krieger der Apachen?«

Ein Windstoß wehte Espejo das Haar ins Gesicht, deshalb sah niemand sein schwaches Lächeln, als er dem General antwortete: »Sie sind alle tot. Sie haben versucht, uns vor den Kanonen zu schützen, aber ihre Medizin war nicht stark genug für eure donnernden Rohre.«

»Das wird sie auch nie sein«, erwiderte Stanford selbstgefällig. »Kein Apache hat die Macht, unsere Kanonen zu bezwingen.«

Dann befahl er einem Teil seiner Soldaten Espejo und seine Gruppe zu umstellen, während die anderen in den Canyon vordringen sollten, um nachzusehen, ob der alte Apache die Wahrheit gesagt hatte.

Zum Erstaunen aller kamen die Männer aber schon nach wenigen Minuten wieder zurück.

»Das ging aber schnell, Captain Harris«, sagte der General verwundert.

»Das ist auch kein Wunder«, schnarrte Harris ungehalten. »Denn bis auf drei tote Apachen gibt es im Canyon nichts mehr zu sehen.«

»Drei?«, echote Stanford ungläubig. »Was ist mit den anderen? Als Chebahtah die Reservation verließ, hatten sich ihm mindestens zwanzig Krieger angeschlossen.«

»Mag sein«, erwiderte der Captain. »Aber bis auf einen alten Mokassin ist dort hinten weder was von Chebahtah noch von den anderen Apachen zu sehen. Den Spuren nach zu urteilen haben sie sich aus dem Staub gemacht, während wir

uns hier mit den Alten, den Frauen und Kindern beschäftigt haben.«

Harris hatte kaum ausgesprochen, als er wütend am Verschlussriemen seiner Pistolentasche zerrte und dann mit schussbereiter Waffe auf Espejo zuschritt. Bei ihm angekommen hob er seinen Armeerevolver an und zielte aus einer Entfernung von weniger als zwei Yards auf den Kopf des alten Apachen.

»Aber keine Sorge, Sir«, sagte er dann über die Schulter hinweg zu General Stanford. »Wenn ich mit diesem alten Knacker da fertig bin, werden uns die anderen ganz schnell sagen, wohin Chebahtah und die anderen verschwunden sind.«

»Den Teufel werden Sie tun«, stieß Crown hervor. »Dieser Mann trug als Parlamentär die weiße Flagge und ist somit kriegsrechtlich geschützt.«

»Das gilt vielleicht für Weiße«, sagte Harris zynisch. »Aber nicht für eine dreckige Rothaut.«

Dann spannte er knackend den Abzugshahn seiner Dienstwaffe.

Crown stieß einen wilden Fluch aus, rannte zu dem Offizier und riss ihm den Colt aus der Hand, bevor dieser reagieren konnte. Dann packte er die Waffe am Griff und warf sie so weit fort, wie er nur konnte. Als die Waffe im Canyon auf dem Felsboden aufschlug, löste sich ein Schuss, der nicht nur den Captain zusammensucken ließ.

»Das reicht, Marshal!«, blaffte General Stanford und so etwas wie Zorn blitzte in seinen Augen auf. »Langsam habe ich genug von Ihren Einmischungen in Armeeangelegenheiten.«

»Und ich von der Art und Weise, wie Ihre Männer gegen die Apachen vorgehen«, erwiderte Crown nicht weniger zornig.

Der Kopf des Generals ruckte herum und seine Blicke hefteten sich auf den ihm am nächsten stehenden Soldaten.

»Sergeant, nehmen Sie sich ein paar Männer, denen Sie vertrauen können, und begleiten Sie diesen Zivilisten nach Franklin. Ich erwarte Ihre Rückkehr erst, wenn Sie mir melden können, dass dieser Mann in der Postkutsche nach El Paso sitzt. Haben Sie mich verstanden?«

Crown wusste, dass sein Gastspiel bei den Soldaten damit beendet war.

Die Order an den Sergeanten hatte scharf genug geklungen.

\*

»Ihr beiden könntet ruhig etwas mehr Begeisterung zeigen«, sagte Mary Ann, während sie mit einer Fleischgabel und einem Tranchiermesser die Hähnchen auf dem Bratblech, das in der Mitte des Tisches stand, in mundgerechte Portionen zerteilte. »Schließlich bin ich heute Morgen extra zu Snyders Farm hinausgefahren, damit ich euch was Anständiges zu essen kochen konnte.«

»Das war lieb von Ihnen und das wissen wir auch zu schätzen«, erwiderte Gouverneur Coke. »Aber momentan sind wir beide einfach nicht in der Stimmung für irgendwelche Gefühlsausbrüche.«

Es war kurz vor Sonnenuntergang.

Sie saßen auf der Veranda vor ihrem Haus, das auf einer sanften Hügelkette oberhalb von Austin stand und stets einen herrlichen Panoramablick auf die Stadt für sie bereithielt.

Jim saß Mary Ann gegenüber am gedeckten Tisch, Gouverneur Coke rechts von ihr.

»Ihr denkt wohl immer noch über seinen letzten Auftrag

nach?«, fragte Mary Ann, während sie mit der Fleischgabel auf Jim zeigte.

Der Gouverneur nickte knapp. »Yeah, diese Sache will mir einfach nicht aus meinem Kopf.«

»Dann sollten wir darüber reden«, behauptete Mary Ann. »Nur dasitzen und sich den Kopf zerbrechen, war noch nie eine Lösung.«

Jim verzog seine Mundwinkel zu einem sparsamen Lächeln.

»Mag sein, aber so einfach ist das nicht. Diese Sache würde jeden ins Grübeln bringen, der noch sowas wie Gerechtigkeit, Ehre und Anstand im Leib hat.«

»So schlimm?«

Coke nickte düster. »Sogar ich als Gouverneur muss zugeben, dass dies eines der dunkelsten Kapitel in meiner Amtszeit ist.«

»Dann erzählt doch endlich, was passiert ist. Auch wenn die Sache damit nicht mehr zu ändern ist, hilft das Reden doch ungemein.«

Coke legte sein Besteck zur Seite und sah Mary Ann in die Augen. »Die ganze Geschichte ist aber ziemlich kompliziert, das kann lange dauern.«

»Das macht nichts, wir haben ja den ganzen Abend Zeit, oder erwarten Sie Ihre Frau noch heute zurück?«

Der Gouverneur schüttelte den Kopf. »Nein, Eliza wird frühestens am Sonntag wieder in Austin eintreffen.«

»Also, dann erzählen Sie mal, was den Herren so sehr im Magen liegt.«

»Also gut«, sagte Coke und dann begann er zu reden.

»Angefangen hat das Ganze vor etwas mehr als anderthalb Jahren. Es hätte ein Vorzeigeprojekt werden können, ein Bei-

spiel, wie eine menschenwürdige Indianerpolitik auszusehen hat, wenn sie ewigen Frieden zwischen Rot und Weiß garantieren soll. Zum ersten Mal in der Geschichte unseres Landes waren alle Beteiligten an einem Tisch zusammengekommen. Das Innenministerium aus Washington mit zwei Commissionern vom Amt für indianische Angelegenheiten, zwei Generalen vom Oberkommando der Armee, mehrere Regierungsmitglieder aus Texas einschließlich meiner Wenigkeit, sowie einige Kirchenvertreter und beinahe alle Stammeshäuptlinge der Mescaleros. Wenn ich mich recht erinnere, haben wir damals fast sechs Wochen am Stück verhandelt. Aber es hatte sich gelohnt, die Mescaleros unterschrieben den Vertrag fast einheitlich und zogen in eine Reservation am Cottonwood Creek, der liegt oben an der Grenze zu Neu Mexiko zwischen dem Franklin und El Paso County.«

»In diese Einöde?«, erwiderte Mary Ann entgeistert. »Die Einheimischen dort nennen das Land den Vorhof zur Hölle, kein Wunder, dass die Apachen rebellierten.«

»Sie sollten nicht zu vorschnell urteilen«, warf Coke ein. »Sicherlich ist diese Gegend nicht das, was man unter einem fruchtbaren Farmland versteht, aber das muss es auch nicht. Durch die Lebensmittelrationen, die Rinder und all die anderen Haushaltsgegenstände, die ihnen jeden Monat zugestanden hätten, wären die Apachen bestens versorgt gewesen. Außerdem wachsen entlang des Cottonwood Creeks Nüsse, Kaktusfrüchte und Mescalwurzeln und den Indianern war es sogar erlaubt, in den Franklin Mountains nach Wild zu jagen.«

»Und aus was für einem Grund haben die Apachen dann den Kriegspfad beschritten, wenn doch alles so sorgfältig organisiert war, wie Sie gesagt haben?«

»Weil Habgier und Neid wieder einmal stärker waren als alle Vereinbarungen und Verträge. Als die ersten vier Monatslieferungen reibungslos über die Bühne gegangen waren, klopfte man sich in Washington bereits zufrieden auf die Schultern und auch die Mescaleros waren voll des Lobes über die Kommission, mit der sie die Verträge ausgehandelt hatten. Aber dann übernahm ein Senator namens Theodore Lanner die Zuteilungen für die Indianer. Es dauerte keine zwei Wochen, bis dieser Scheißkerl erkannt hatte, was für Warenwerte da jeden Monat in die Reservation flossen. Als dann auch noch durchsickerte, dass im Gebiet der Franklin Mountains mehrere große Kupfervorkommen entdeckt wurden, war das Schicksal der Apachen besiegelt. Lanner schloss sich mit einigen der ortsansässigen Geschäftsleute und mehreren korrupten Reservationsangestellten zu einem Interessenverband namens Indian Ring zusammen und begann damit, die hochwertigen Lebensmittellieferungen für die Apachen anderweitig mit großem Profit an Händler zu verkaufen, während die Indianer nur noch Abfall erhielten. Nachdem ich die Abschlussberichte gelesen habe, hat diese Bande meiner Meinung nach dabei jeden Monat mehrere Tausend Dollar an Gewinn eingestrichen. Gleichzeitig informierte Lanner die Mescaleros durch Strohmänner über Armeetransporte, bei denen es sich lohnte, sie zu überfallen. Er schürte damit bewusst einen Indianerkrieg, an dessen Ende man die Apachen aus der Reservation vertrieben hätte und ihm das Land mit den Kupfervorkommen danach wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen wäre. Durch seinen Einfluss wurde Captain Rice, übrigens sein Schwiegersohn, nach Fort Hancock versetzt und damit hatte er auch die Armee auf seiner Seite. Sein perfider Plan wäre wohl aufgegangen, wenn nicht der Vetter eines

Apachenhäuptlings durch Zufall dahinter gekommen wäre. Mescalero Joe flüchtete bis nach Austin, weil er um sein Leben fürchtete. Als er merkte, dass er das Schicksal seiner Vettern nicht verhindern konnte, fing er aus lauter Kummer darüber zu trinken an. Schnaps wurde zu seinem Lebensinhalt und der war es auch, der ihn schließlich in Nickells Saloon führte, der sich in direkter Nachbarschaft zu einem gewissen Schneiderladen befindet. Den Rest der Story kennen Sie ja von Ihrem Mann.«

Mary Ann schürzte die Lippen und starrte einen Augenblick lang auf die Kerosinlampe, die in der Mitte des Tisches stand, und nachdem die Sonne untergegangen war, die einzige Lichtquelle auf der Veranda blieb.

»Soweit so gut, aber warum macht euch gerade diese Geschichte so betroffen? Ich weiß von anderen Aufträgen, die zwar auch große Kreise gezogen haben, aber trotzdem ist man danach relativ schnell wieder zur Tagesordnung übergegangen.«

»Diesmal ist es anders«, erwiderte Crown. »Mit der Tatsache, dass man die Indianer wieder einmal betrogen hat, kann man klarkommen, es ist ja schließlich nicht das erste Mal und mit Sicherheit auch nicht das letzte Mal. Was uns so wütend und gleichzeitig auch nachdenklich macht, ist der Umstand, dass sämtliche Beteiligte, angefangen von Lanner bis hin zu den korrupten Reservationsangestellten und den habgierigen Geschäftsleuten niemand vor einem Gericht zur Rechenschaft gezogen wurde. Ich habe den Kanonendonner immer noch in den Ohren und auch die Bilder der zerfetzten Körper der Apachen werde ich so schnell nicht vergessen. Das und das Wissen, das die eigentlichen Verantwortlichen weiterhin in Saus und Braus leben, während man sechsvierzig Mesca-

leros, hauptsächlich Alte, Frauen und Kinder in Felshöhlen verscharrt hat, ist es, was uns so verbittert und mir den Glauben an die Gerechtigkeit so langsam nimmt. Allein bei der Vorstellung, wie Lanner weiterhin in seinem Büro sitzt und genüsslich das Geld zählt, das er durch die Apachen verdient hat, könnte ich kotzen.«

»Jim hat recht«, erwiderte der Gouverneur. »Auch meine Zweifel am Rechtsstaat waren stellenweise so groß, dass ich mit dem Gedanken gespielt habe, meinen Rücktritt einzureichen.«

»Unterstehen Sie sich, Gouverneur, denn wenn Sie das tun, war es das letzte Mal, dass ich für Sie Hähnchen in Rotweinsauce mit Kartoffeln und wilden Zwiebeln gekocht habe.«

Coke lächelte verschmitzt. »Fangen Sie jetzt etwa auch damit an, Regierungen zu bestechen?«

\*

Sie liefen im Gänsemarsch in die Abenddämmerung hinaus.

Vierzehn hagere, abgehärtete Männer, nur mit Lendenschurz, Stiefelmokassins und Stirnbändern bekleidet, die ihre schulterlangen schwarzen Haarmähnen nur mühsam bändigen konnten. Sie waren mit Pfeil und Bogen, Schädelbrechern und Armeegewehren bewaffnet und sie marschierten Tag und Nacht und rasteten nur, um sich kurz auszuruhen.

Am Abend des dritten Tages nach ihrer Flucht aus dem Canyon, wo sie die Frauen, die Alten und die Kinder zurückgelassen hatten, passierten sie die Grenze zu Mexiko. Aus ihrem wolfsähnlichem Trott wurde ein langsames Gehen.

Sie waren inzwischen über vierzig Stunden ohne Unterbre-

chung unterwegs und spürten, dass es auch für Apachen eine Grenze gab.

Chebahtah, der an der Spitze der Krieger lief, blieb irgendwann stehen und gab das Zeichen zum Halten. Beinahe feierlich deutete er auf die hochturmenden Gipfel im Westen.

»Seht, unsere Mutterberge. Dort sind wir in Sicherheit, denn niemand außer den Nadahende ist es jemals gelungen, die verschlungenen Pfade zu betreten, die zu den versteckten Schluchten und unseren heiligen Stätten führen. Dort werden wir uns ausruhen und uns vorbereiten auf den Kampf. Das Opfer unseres Stammes soll nicht umsonst gewesen sein, wir werden die Weißaugen für jedes Einzelne von ihnen tausendfach bezahlen lassen.«

Während die Krieger zustimmend nickten und sich auf den Weg zum Fuß der ersten Berghänge machten, ließ Chebahtah noch einmal seinen Blick über das Land schweifen.

Dabei zogen Bilder aus längst vergangenen Tagen vor seinem inneren Auge vorüber.

Bilder von zufriedenen Kriegern, die nach erfolgreicher Jagd ins Dorf zurückkehrten, von lachenden, spielenden Kindern und schwatzenden Frauen. Aber auch solche von angst erfüllten, halb verhungerten Stammesmitgliedern, die ihm und den Kriegern trotzdem die Flucht ermöglicht hatten.

Dann zog noch ein anderes Bild an ihm vorüber.

Es war das Bild eines hochgewachsenen Mannes mit einem Stern auf der Brust, der den Colt eines Soldaten genau in dem Moment an sich riss, als dieser auf den alten Espejo schießen wollte.

Oh Ha Le, es hätte ihn mit Freude erfüllt, wenn er diesem Mann noch einmal begegnet wäre.

Chebahtah hatte den Gedanken noch nicht zu Ende ge-

bracht, als genau zur selben Zeit Hunderte von Meilen süd-östlich von ihm US Marshal Jim Crown genau dasselbe dachte, nachdem ein berittener Bote vor seinem Haus erschienen war, um ihm und dem Gouverneur über die geglückte Flucht eines gewissen Apachenhäuptlings nach Mexiko zu berichten.

## ENDE

Sie kommen nachts wie die Ratten aus ihren Löchern und überfallen Reisende.

Sie schrecken auch nicht davor zurück, Frauen und Kinder zu töten, wenn es darum geht, Beute zu machen, um diese auf den Wochenmärkten der umliegenden Dörfer und Städte zu verkaufen.

Sie sind kaum zu fassen, denn nach jedem Raubzug kriechen sie wie Ratten wieder in ihre Löcher zurück.

Aber dann machen sie einen Fehler und von nun an reitet US-Marshal Jim Crown auf ihrer Fährte.

Die Abenteuer von Marshal Crown gehen weiter.

Band 44 trägt den Titel

## Prärieratten

